

# Leseprobe

Daniel Wolf

## Das Salz der Erde Historischer Roman

---

„Daniel Wolfs Mittelalter-Roman ist ganz großes Kino!“ *Für Sie*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 1152

Erscheinungstermin: 10. Juni 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Ein grandioses Mittelalter-Epos ... um Liebe, Freiheit und das weiße Gold!**

Herzogtum Oberlothringen, 1187. Nach dem Tod seines Vaters übernimmt der junge Salzhändler Michel de Fleury das Geschäft der Familie. Doch seine Heimatstadt Varennes leidet unter einem korrupten Bischof und einem grausamen Ritter, der die Handelswege kontrolliert – es regieren Armut und Willkür. Als Michel beschließt, Varennes nach dem Vorbild Mailands in die Freiheit zu führen, steht ihm ein schwerer Kampf bevor. Seine Feinde lassen nichts unversucht, ihn zu vernichten. Nicht einmal vor Mord schrecken sie zurück. Und schließlich gerät sogar seine Liebe zur schönen Isabelle in Gefahr ...



### **Autor**

## **Daniel Wolf**

---

Daniel Wolf ist das Pseudonym von Christoph Lode. Der 1977 geborene Schriftsteller arbeitete zunächst u.a. als Musiklehrer, in einer Chemiefabrik und in einer psychiatrischen Klinik, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Mit den historischen Romanen um die Händlerfamilie Fleury, »Das Salz der Erde«, »Das Licht der Welt«, »Das Gold des Meeres« und »Die Gabe des Himmels«, gelang ihm der Sprung auf die Bestsellerlisten. Der Beginn der Friesensaga, »Im Zeichen des Löwen«, erreichte Platz eins der Bestsellerliste. Der Autor lebt in Speyer.

Daniel Wolf

---

Das  
Salz der Erde

Historischer Roman

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2013

Copyright © 2012 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:  
UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: Initiale: Bridgeman Art Library,  
Psalm 68, initial S, Jonah praying to Christ on his exit from the  
whale & Jonah thrown to the whale, illustration from the  
'De Braille Psalter'/Primary creator: Brailes, William de  
(fl.c. 1230)/Ort: © Courtesy of the Warden and Scholars  
of New College, Oxford;

Pergament: © FinePic®, München

Umschlaginnenseiten: © FinePic®, München

Redaktion: Eva Wagner

BH · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47947-4

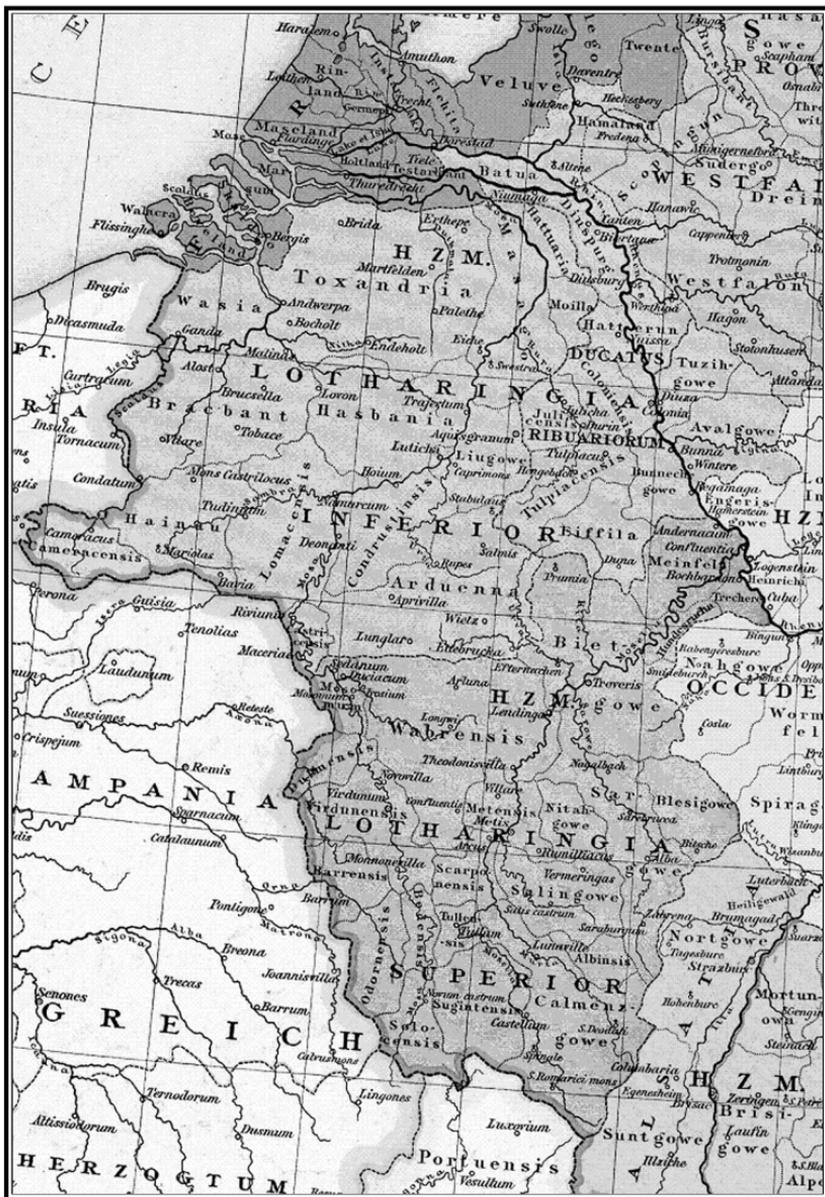
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



»Der Kaufmann dringt in die Geheimnisse der Erde ein, bereist nie gesehene Küsten, durchmustert raue Wüsten und pflegt mit barbarischen Stämmen in unbekanntem Sprachen freundschaftlichen Handelsverkehr. Sein Eifer einigt Völker, dämpft Kriege und festigt den Frieden.«

(Hugo von St. Viktor, 12. Jahrhundert)



Herzogtum Oberlothringen

# Dramatis Personae

## VARENNES-SAINT-JACQUES

Michel de Fleury, ein Kaufmann der Gilde

Jean de Fleury, Michels jüngerer Bruder

Vivienne, ihre Schwester

Rémy, ihr Vater

Gaspard Caron, ein Kaufmann der Gilde

Isabelle Caron, Gaspards Schwester

Marie, ihre Mutter

Lutisse, Gaspards Gemahlin

### **Ministerialen und Mitglieder der Gilde:**

Jaufré Géroux, Vorsteher

Guibert de Brette

Robert Laval

Jacques Nemours

Aimery Nemours

### **Kaufleute der Gilde:**

Charles Duval

Marc Travère

Raymond Fabre

Fromony Baffour

Pierre Melville

Abaëlard Carbonel

Thibaut d'Alsace

Ernaut Baudouin

Stephan Pérouse

Raoul Vanchelle

sowie Catherine Partenay

Tancredè Martel, der städtische Schultheiß

Frédégonde, Magistra des Beginenhofs

Jean Caboche, Schmiedemeister und Oberhaupt seiner Bruderschaft

Archambaud Leblanc, Stadtbauer und Oberhaupt seiner Bruderschaft

Isoré Le Roux, ein Kleinkrämer

### **Adel und Klerus**

Ulman, der Bischof von Varennes-Saint-Jacques

Aristide de Guillory, ein lothringischer Ritter

Renard de Guillory, sein Vater

Berengar, sein Sarjant

Nicolas de Bézenne, ein lothringischer Ritter, Aristides Feind

Renouart de Bézenne, Nicolas' erstgeborener Sohn

Pater Jodocus, ein Priester

### **Speyer und Vogtei Altrip**

Eberold, ein Speyerer Kaufmann, Gaspards und Isabelles Onkel

Galienne, seine Gemahlin

Thomasin, ein Freisasse

Winand und Boso, seine Knechte

### **Historische Personen**

Friedrich I., genannt »Barbarossa«, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches

Heinrich VI., Barbarossas Sohn, späterer Kaiser

Folmar von Karden, Erzbischof von Trier

Johann I., Archidiakon der Erzdiözese Trier, Kanzler Kaiser Friedrichs

Simon II. Châtenois, Herzog von Lothringen

Ferry I. de Bitche, Simons Bruder, ein lothringischer Adliger

Ferry II. de Bitche, sein Sohn

Philipp von Schwaben, König des Heiligen Römischen Reiches ab 1198

Otto von Braunschweig, Gegenkönig und Philipps Rivale

Mathieu de Lorraine, Bischof von Toul

Walram von Limburg, ein deutscher Adliger

### **Sonstige**

Salvestro Agosti, ein reicher Kaufmann aus Mailand

Conon, ein Wollweber aus Metz

Saint Jacques, der Schutzheilige von Varennes

Grimald, Archidiakon Johanns Leibdiener

Namus, Bischof Ulmans Leibdiener

Eine Anmerkung zu den Namen: Im Hochmittelalter war der Namenszusatz »de« bzw. »von« noch kein Adelsprädikat (das wurde er in Deutschland und Frankreich erst in der frühen Neuzeit), er verwies meist nur auf den Ort, aus dem eine Person stammte. In den Städten hatten viele Bürger bereits im 12. Jahrhundert »richtige« Familiennamen.

Im Anhang befindet sich ein Glossar der im Roman verwendeten historischen Begriffe.

## PROLOG

# Dezember 1173



### HERZOGTUM OBERLOTHRINGEN

3wei Wochen vor Weihnachten beging Michel zum ersten Mal in seinem jungen Leben ein Verbrechen.

Gefrorener Schnee bedeckte die Felder, umhüllte Sträucher und Baumkronen und lastete schwer auf den Hüttendächern. Es war der härteste Winter seit vielen Jahren. Der einäugige Odo behauptete gar, es sei der kälteste aller Zeiten. »Und ich weiß auch, wer uns das eingebrockt hat«, hatte er erst gestern verkündet. »Barbarossa! Ja, unser Herr Kaiser ist schuld. Hätte er den Papst nicht herausgefordert, wäre das nicht passiert. Das haben wir jetzt von seiner Streitsucht. Gott straft uns mit Eis und Schnee und bitterer Kälte, und er wird erst aufhören, wenn Barbarossa endlich mit der Kirche Frieden schließt.«

Odo musste es wissen: Er saß von morgens bis abends in der Schenke unten bei der Kreuzung und lauschte den Nachrichten der fahrenden Händler und Scholaren aus Metz und Varennes-Saint-Jacques, während er seine alten Knochen am Kaminfeuer wärmte.

Gleich nach dem Morgenbrot stahlen sich Michel und sein Bruder Jean von zu Hause fort und stapften den Hügel hinauf, vorbei an der Dorfkirche und dem kleinen Friedhof, auf dem ihre Mutter begraben lag. Am Waldrand verließen sie den Trampelpfad und schlichen durch das Unterholz, damit Pierre sie nicht schon von Weitem kommen sah. Pierre war der Köhler von Fleury, ein hagerer Kerl, der in einer einsamen Kate zwischen den turmhohen Fichten hauste und sich nur selten im

Dorf blicken ließ. Michel wusste aus zuverlässiger Quelle, dass er in seinem Schuppen zahlreiche Krüge mit köstlichen, in Honig eingelegten Pflaumen und Birnen aufbewahrte. Er bekam Bauchschmerzen, wenn er nur daran dachte, denn er hatte seit Wochen nur Hirsegrütze und trockenes Brot gegessen. Doch Pierre, der alte Geizhals, würde ihnen niemals etwas abgeben – darauf konnten sie warten, bis sie schwarz wurden. Wenn sie etwas von den Früchten haben wollten, mussten sie in den Schuppen einbrechen und sich welche holen.

Die Sache war nicht ganz ungefährlich. Der Köhler hasste Kinder. Als sie sich das letzte Mal bei seiner Hütte herumgetrieben hatten, hatte er sie mit Kastanien beworfen und schimpfend zum Teufel gejagt. Wenn er sie in seinem Schuppen erwischte, würde er sie gewiss grün und blau schlagen, wie Robert, den Sohn des Schmieds, der im Sommer Pierres Katze in eine Jauchegrube geworfen hatte.

Einen Steinwurf von der Köhlerkate entfernt bemerkte Michel, dass sein Bruder nicht mehr hinter ihm war. Er wandte sich um und entdeckte ihn zwischen den Büschen am Fuß der Böschung, wo er in seinem Beutel herumwühlte.

»Jean!«, rief er leise.

»Ich komm ja schon.« Hastig kämpfte sich sein Bruder durch den Schnee die Böschung hinauf. Er war erst sechs Jahre alt, zwei Jahre jünger als Michel, aber nicht viel kleiner und schwächer. Zu Michels großem Verdruss schlug Jean nach ihrem stämmigen und hochgewachsenen Vater, während er selbst unverkennbar nach ihrer Mutter kam, die schlank und zierlich gewesen war.

»Was hast du da?«, fragte er, als er sah, dass Jean etwas in der Hand hielt.

»Eine Maulwurfspfote. Odo hat sie mir gegeben. Es ist ein Amlu... ein Alu...«

»Ein Amulett?«

»Ich soll es immer bei mir tragen, wenn ich in den Wald gehe«, erklärte Jean. »Damit die Faune mir nichts tun.«

»Vater sagt, es gibt keine Faune.«

»Natürlich gibt es sie. Man kann sie nur nicht sehen. Sie verstecken sich vor den Menschen.«

»Leise!«, zischte Michel. »Willst du, dass Pierre uns hört?«

Sie schlichen durch das Gebüsch. Michel wünschte, Jean hätte nicht von Faunen angefangen, denn nun fühlte er sich aus dem Unterholz von unsichtbaren Augen beobachtet.

Als Pierres Kate in Sicht kam, duckten sie sich.

Die kleine Hütte hatte, wie die meisten Gebäude in Fleury, Wände aus aufgeschichteten Feldsteinen und ein Dach aus Stroh. Aus dem Kamin kräuselte sich eine dünne Rauchfahne, ebenso aus dem Schacht des Kohlenmeilers, der wie ein altertümlicher Grabhügel aus der Wiese vor dem Gemüsegarten wuchs. Neben dem Meiler stand der windschiefe Schuppen, in dem Pierre die Honigfrüchte aufbewahrte.

Kein Geräusch störte die Stille des Waldes.

»Pierre ist nicht da«, flüsterte Michel.

»Vielleicht ist er drinnen.«

»Glaub ich nicht. Morgens geht er immer Holz sammeln. Er kommt frühestens heute Mittag zurück.«

Michel pirschte sich an die Hütte heran, gefolgt von Jean, der seine Maulwurfspfote fest umklammert hielt. Sie versteckten sich hinter einem Stapel Feuerholz und beobachteten die Kate aus der Nähe. Im Schnee vor der Tür waren frische Spuren zu sehen, die in den Wald führten.

»Siehst du? Er ist fortgegangen.«

»Da!«, keuchte Jean, als ein Schatten hinter dem Schuppen hervorhuschte.

»Das ist nur die Katze«, sagte Michel.

Das Tier blickte argwöhnisch zum Feuerholzstapel, bevor es durch einen Spalt im Mauerwerk schlüpfte.

Jears Stimme zitterte leicht. »Lass uns zum Dorf zurückgehen.«

»Wir gehen erst, wenn wir die Früchte haben«, sagte Michel

entschlossen, obwohl er sich in Wahrheit genauso sehr fürchtete wie sein Bruder. Pierre mit seiner verbrannten Wange und seinem stinkenden Kittel aus Fell- und Lederstücken jagte ihm eine Heidenangst ein, und ihm fiel wieder ein, dass Odo einmal gesagt hatte, Pierres Großvater stamme von Waldschraten ab. Er hatte diese Geschichte immer für Unsinn gehalten, aber jetzt war er sich plötzlich nicht mehr so sicher. Pierre hatte tatsächlich einiges von einem Waldschrat an sich, den krummen Rücken etwa oder die prankenhaften Hände ... und sagte man diesen Geschöpfen nicht nach, sie fräßen Kinder?

Michel unterdrückte ein Schaudern. Allein der Gedanke an die honigsüßen Pflaumen und Birnen hielt ihn davon ab aufzugeben und zu fliehen.

»Du wartest hier«, sagte er zu Jean und rannte über die Wiese. Als er die Schuppentür erreichte, wurde ihm schlagartig klar, dass ihr Plan eine entscheidende Schwäche aufwies: ihre Spuren. Wegen des Schnees würde Pierre sofort wissen, dass jemand während seiner Abwesenheit in den Schuppen eingedrungen war, und natürlich würde er die Kinder Fleurys verdächtigen. Aber daran ließ sich nun nichts mehr ändern. Vielleicht hatten sie Glück, und es fing wieder an zu schneien, bevor der Köhler zurückkam.

Vorsichtig zog Michel den primitiven hölzernen Riegel zurück und öffnete die Tür.

Der Schuppen enthielt zwei Fässer, eine große Kiste und mehrere Säcke mit Getreide und Erbsen. Michel fasste sich ein Herz und schlüpfte hinein.

Es dauerte nicht lange, bis er die eingelegten Früchte fand: Pierre verwahrte sie in einer zweiten Kiste, die hinter den Fässern stand. Michel öffnete eines der irdenen Gefäße. Beim Anblick der Honigpflaumen lief ihm das Wasser im Mund zusammen, und er konnte nicht widerstehen, eine Frucht herauszufischen und sie sich in den Mund zu stecken.

Voller Wonne schloss er die Augen. Es musste Monate her

sein, dass er das letzte Mal etwas derart Köstliches gegessen hatte. Einen Moment lang erwog er, so viele Krüge mitzunehmen, wie er tragen konnte. Doch dann regte sich sein Gewissen. Er wollte Pierre nicht ernstlich schaden. Ein Krug genügte.

Er presste den Deckel auf das Gefäß, schloss die Schuppentür und huschte zu Jean zurück.

»Zeig her!«, sagte sein Bruder aufgeregt und griff nach dem Krug.

»Wir essen sie, wenn wir im Dorf sind.«

»Du hast schon eine gegessen – ich hab's gesehen. Lass mich auch!« Jean versuchte, ihm den Krug wegzunehmen, und sie begannen zu rangeln. »Immer willst du mir alles verbieten!«

»Wenn es dir nicht passt, hol dir einen eigenen Krug. Aber du traust dich ja nicht ...«

Sie erstarrten, als Geräusche ertönten.

Stimmen. Knackende Zweige.

Knirschende Schritte.

»Kopf runter!«, stieß Michel hervor.

Sie duckten sich hinter dem Holzstapel und beobachteten den Waldrand. Zwischen den Bäumen erschien Pierre und stolperte den Pfad entlang. Der Köhler sah schrecklich aus: das verbrannte Gesicht zerschlagen, das linke Auge geschwollen, der Kittel blutverschmiert. Außerdem hatte ihm irgendjemand mit einem Lederriemen die Hände gefesselt.

Ihm folgten zwei Männer, die ihm hin und wieder einen groben Stoß versetzten. Anhand ihrer Eisenhelme und Waffenröcke erkannte Michel sie als Kriegsknechte Guiscard de Thessys.

Er biss sich auf die Unterlippe. Es fiel ihm nicht schwer zu erraten, was geschehen war: Man hatte Pierre beim Wildern erwischt. Im Dorf fürchtete man schon lange, dass es eines Tages so kommen würde. Es war ein offenes Geheimnis unter den Bewohnern Fleurys, dass Pierre gelegentlich mit seiner Schleuder durch das Unterholz streifte, um heimlich einen Hasen, ein Rebhuhn oder gar einen Frischling zu erlegen. Dabei war es

den Leibeigenen bei Strafe verboten, in den Wäldern der Allmende zu jagen. Allein der Herzog und seine Vasallen hatten das Recht dazu.

Zu guter Letzt tauchte ein Reiter auf. Michels Magen zog sich zusammen. Guiscard de Thessy saß mit gekrümmtem Rücken auf seinem Schlachtross, in einen Wollumhang gehüllt, der ihn vor der beißenden Kälte schützte. Der grobe Stoff fiel über das Schwert, das er am Gürtel trug, und wegen der Kapuze sah man von seinem Antlitz lediglich den wuchernden, von grauen Strähnen durchsetzten Bart. Er war ein Ritter des Herzogs und der Herr von Fleury – und auf der ganzen Welt gab es nichts und niemanden, vor dem Michel mehr Angst hatte.

Er betrachtete den Krug in seiner Hand. Nicht auszudenken, was Guiscard tun würde, wenn er sie mit den gestohlenen Früchten erwischte. Hastig vergrub er das Gefäß im Schnee. Jean bekam davon nichts mit. Mit aufgerissenen Augen beobachtete er die beiden Kriegsknechte und Guiscard, die sich mit ihrem Gefangenen der Hütte näherten.

»Wir müssen sofort hier weg«, flüsterte Michel ihm zu.

Bevor die Männer sie sehen konnten, huschten sie über die Wiese und am Kohlenmeiler vorbei und schlüpfen durchs Gebüsch, bis sie zu dem Weg kamen, der am Waldrand entlangführte. Dort begannen sie zu rennen, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her. Nur einmal warf Michel einen Blick über die Schulter. Guiscard und seine Kriegsknechte schienen sie nicht zu verfolgen.

Schließlich erreichten sie die Kirche und kurz darauf Fleury, ihr Heimatdorf, das in einer Senke zwischen den Hügeln lag. Etwa die Hälfte der rund dreißig Bauernhäuser umstanden einen weitläufigen Platz, auf dem die Dörfler ihrer Arbeit nachgingen. Julien, der Schmied, zertrümmerte mit einer Stange das Eis im Ziehbrunnen. Am Backofen des Dorfes buken mehrere Frauen Brot und tauschten dabei den neuesten Klatsch aus.

Michel und Jean hasteten zu ihrer Hütte, vor der ihr Vater,

ein blonder, breitschultriger Mann, gerade Holz hackte. Sein Atem dampfte in der eiskalten Luft. Neben ihm spielte ihre zweijährige Schwester Vivienne im Schnee.

»Wo habt ihr euch denn wieder herumgetrieben?«, fragte er. »Ich habe euch doch gesagt, dass ihr den Schweinestall sauber machen sollt.«

»Pierre«, keuchte Michel. »Haben ihn gefesselt... Guiscard... beim Wildern erwischt...«

Sein Vater ließ die Axt sinken und runzelte die Stirn. »Guiscard hat Pierre beim Wildern erwischt?«

Michel nickte.

»Wieso weißt du davon? Hast du es gesehen?«

Als Michel zu einer gestammelten Antwort ansetzte, sagte sein Vater: »Jetzt komm erst einmal zu Atem. Dann erzählst du mir der Reihe nach, was passiert ist.«

Bevor Michel anfangen konnte, erschienen Guiscard, seine Männer und der unglückliche Pierre auf dem Pfad, der neben der Kirche den Hügel hinabführte. Mit der Axt in der Hand trat Michels Vater auf den Platz, um besser sehen zu können. Auch die anderen Dorfbewohner unterbrachen ihre Arbeit und reckten die Häuse.

Die beiden Kriegsknechte zerrten Pierre auf den Dorfplatz, und neben dem Brunnen versetzte ihm einer der Männer einen Tritt in die Kniekehlen. Wegen seiner Handfesseln konnte der Köhler den Sturz nicht abfangen und fiel mit dem Gesicht voran in den Schnee. Er wimmerte leise, machte jedoch keinen Versuch aufzustehen.

Niemand eilte ihm zu Hilfe. Mit der Ankunft der Männer hatten die Dorfbewohner eilends den Platz verlassen. Nun standen sie furchtsam vor ihren Hütten und beobachteten schweigend das Geschehen.

Guiscard zügelte sein Pferd und warf zwei tote Kaninchen in den Schnee. Die Stimme, die daraufhin aus der Kapuze drang, war rau und dunkel, beinahe wie das Knurren eines Raubtiers.

»Dieser Lump hat es gewagt, in der Allmende zu wildern und diese Hasen zu erlegen. Damit hat er uns alle bestohlen – euch, mich und Seine Gnaden Herzog Matthäus. Offenbar glaubt er, das Gesetz gelte nicht für ihn. Seht her, was mit jenen geschieht, die den Wildbann brechen.«

Der Ritter gab seinen Kriegsknechten einen Wink, woraufhin die beiden Männer Pierre an den Armen packten und auf die Füße zerrten.

»Habt Erbarmen, Herr, ich bitte Euch«, flehte der Köhler, während aus seiner gebrochenen Nase Blut sickerte.

»Geht ins Haus«, befahl Michels Vater.

Ohne zu zögern ergriff Michel die Hand seiner Schwester, die aussah, als würde sie gleich anfangen zu weinen. Jean machte keine Anstalten, ihm zu folgen. Mit fasziniertem Entsetzen betrachtete er die Kriegsknechte, die Pierre über den Platz führten.

»Jetzt komm!«, zischte Michel.

Widerwillig schlüpfte sein Bruder nach ihm in die Hütte. »Glaubst du, sie werden Pierre hängen?«, fragte er, nachdem Michel die Tür geschlossen hatte. »Glaubst du's?«

Michel hoffte inständig, dass Pierre eine mildere Strafe bekam. Zwar konnte er den Köhler nicht ausstehen, aber deswegen wünschte er ihm noch lange nicht den Tod. Ohne Jean eine Antwort zu geben, durchquerte er den vorderen Teil der Hütte, in dem sich der Koben mit dem Schwein der Familie befand, und setzte Vivienne auf eines der beiden Schlaflager neben der Feuerstelle. Es bestand aus Fellen und groben Wolldecken auf einem schlichten Holzgestell und war breit genug, dass die drei Geschwister darin schlafen konnten.

»Nicht weinen«, sagte er, als das Mädchen zu schluchzen begann. »Du musst keine Angst haben.« Er gab ihr ihre Puppe. »Schau mal, hier ist Joie. Spiel ein bisschen mit ihr, ja?«

Vivienne weinte ständig, meist ohne ersichtlichen Grund, und manchmal hatte Michel nicht übel Lust, sie dafür zu ohrfeigen. Er tat es jedoch nie. Er hätte es niemals zugegeben, aber

er liebte seine jüngeren Geschwister, und es machte ihm nichts aus, auf sie aufzupassen. Seit dem plötzlichen Tod ihrer Mutter vor knapp zwei Jahren war das seine Pflicht, und er nahm sie sehr ernst.

Glücklicherweise beruhigte sich Vivienne und war kurz darauf in ihr Spiel vertieft. Michel ging zu Jean zurück, das Schwein ignorierend, das ihm in der Hoffnung auf Futter seine Schnauze entgegenstreckte.

»Sie binden ihn an!«, stieß Jean hervor, der den Dorfplatz durch eines der Luftlöcher in der Hauswand beobachtete. Wie die meisten Hütten Fleurys besaß auch ihre keine richtigen Fenster.

Michel pulte das Stroh aus einem anderen Mauerspalt und spähte nach draußen. Die Kriegsknechte hatten Pierre zur Dorfschenke gebracht, wo sie seine Fesseln durchschnitten und seine Hände an einem Balken des vorspringenden Daches festbanden.

Guiscard stieg aus dem Sattel, in der Hand eine Birkenrute. Er schlug die Kapuze zurück, wodurch sein kahler und vernarbter Schädel zum Vorschein kam. Als er zur Schenke schritt, knirschte der Schnee unter seinen Stiefeln.

»Herr, wartet – bitte«, sagte Michels Vater.

Guiscard wandte sich um und starrte ihn an. Michel hatte diesen Blick schon oft gesehen. *Du hast kein Recht, mich anzusprechen*, schien er zu sagen. *Du bist Abschaum, weniger wert als der Dreck an meinen Sohlen. Ich sollte dich für diese Unverschämtheit töten.* Guiscard schaute alle Leibeigenen auf diese Weise an.

Michels Vater ließ sich jedoch nicht einschüchtern. »Es ist ein harter Winter, Herr«, sagte er. »Pierre hat gewildert, damit er nicht hungern muss. Habt Gnade mit ihm, und wir werden dafür sorgen, dass er es nicht wieder tut.«

Michel kaute auf seiner Lippe. Guiscard's Faust ballte sich um die Birkenrute, als erwäge er, anstelle des Köhlers Michels Vater zu züchtigen.

»Es spielt keine Rolle, warum er es getan hat«, erwiderte der Ritter harsch. »Gesetz ist Gesetz, und es gibt keine Ausnahmen. Wann lernt ihr Hörigen das endlich?«

Mit schweren Schritten ging er zur Schenke. Einer der Kriegsknechte zückte einen Dolch, zerschnitt Pierres Kittel und entblößte den bleichen Rücken des Köhlers.

Guiscard holte aus. Pierre schrie vor Schmerz, als die Birkenrute auf seine Haut klatschte. Wieder und wieder schlug der Ritter zu, sodass Pierres Rücken bald von blutigen Striemen überzogen war. Obwohl Michel den Anblick kaum noch ertrug, war er nicht imstande, sich abzuwenden. Mit angehaltenem Atem saß er da und spähte durch das Mauerloch, wie gebannt von dem schrecklichen Geschehen vor der Schenke.

Erst als Vivienne zu weinen anfang, konnte er sich losreißen. Er setzte sich zu ihr aufs Schlaflager und redete beruhigend auf sie ein. Es half nichts – sie weinte nur umso heftiger. Michel wusste sich nicht anders zu helfen, als ihr die Ohren zuzuhalten, damit sie Pierres Schreie nicht mehr hören musste.

Irgendwann verstummte der Köhler.

»Was ist passiert?«, fragte Michel seinen Bruder, der immer noch durch das Luftloch lugte.

»Der Herr hat aufgehört«, antwortete Jean.

»Und Pierre – ist er ... ist er tot?«

»Ich weiß nicht ...«

Viviennes Angst hatte sich etwas gelegt, und sie weinte nicht mehr. Michel gab ihr ihre Puppe, eilte zum Mauerspalt und blickte zur Schenke. Pierre hing reglos an seinen Fesseln, sein Rücken eine einzige Wunde. Ob er tot war oder nur ohnmächtig, konnte Michel nicht erkennen. Einer der Kriegsknechte grinste die Dorfbewohner verächtlich an.

Guiscard warf die Birkenrute in den Schnee und stieg in den Sattel. »Schneidet ihn los«, befahl er.

Michels Vater und zwei weitere Dorfbewohner, Jacques und Renier, liefen zu Pierre und lösten seine Fesseln. Der Köhler

stöhnte, als die drei Männer ihn bäuchlings auf den Boden legten. Michels Vater murmelte etwas, und Renier eilte über den Platz.

»Der Nächste, den ich beim Wildern erwische, kommt nicht so glimpflich davon«, sagte Guiscard. »Er wird hängen, so wahr mir Gott helfe. Also lasst euch das verdammt noch mal eine Lehre sein.«

Der Ritter gab seinem Pferd die Sporen und ritt von dannen. Seine Kriegsknechte folgten ihm im Laufschrift.

Endlich erwachten die Dörfler aus ihrer Erstarrung. Sie strömten zur Schenke und redeten aufgebracht durcheinander. Die eine Hälfte beschimpfte Pierre für seine Dummheit, die andere machte ihrer Wut über die überzogene Strafe Luft. Der alte Odo schüttelte gar die Faust in Richtung der Hügel, wo Guiscards Landgut stand, und rief ein paar äußerst derbe Flüche.

»Halt den Mund, Dummkopf!«, brachte Julien ihn zum Schweigen. »Oder willst du auch halbtot geprügelt werden?«

Kurz darauf kam Renier zurück. Bei ihm war Eloise, die Hebamme, die wie immer ihren weiten, tausendmal geflickten Kittel trug. Michel war froh, dass man sie geholt hatte. Von allen Bewohnern der Hügel verstand sie am meisten von Heilkunst. Als Michel im vergangenen Winter krank gewesen war, hatte die Hebamme ihm einen Kräutertrunk gebraut, der scheußlich geschmeckt, ihn aber binnen zwei Tagen von seinem Fieber kuriert hatte. Bei ihr war Pierre in guten Händen.

»Aus dem Weg«, sagte sie mit befehlsgewohnter Stimme, woraufhin die Dorfbewohner ihr Platz machten.

Michels Vater und Jacques hatten Pierres Rücken derweil mit Stoffstreifen verbunden. Eloise sah sich die Arbeit an und nickte knapp. »Bringt ihn in meine Hütte.«

Jemand holte eine Trage aus Weidenzweigen; Jacques und Renier legten den Verletzten darauf und trugen ihn weg. Pierre war bei Bewusstsein, doch Michel sah den fiebrigen Glanz in seinen Augen. Er brauchte dringend Hilfe.

Nachdem Eloise gegangen war, zerstreuten sich die Dörfler allmählich, verschwanden in ihren Hütten oder setzten bedrückt ihre Arbeit fort. Michels Vater redete noch eine Weile mit seinem Freund Julien, ehe er mit grimmiger Miene zur Hütte schritt.

Michel und Jean verstopften hastig die Luftlöcher und taten so, als hätten sie nichts gesehen und gehört.

»Macht endlich den Schweinekoben sauber«, befahl ihr Vater, als er hereinkam.

Das war das Letzte, was er an diesem Morgen zu ihnen sagte. Er verlor kein Wort über Pierres Bestrafung und saß bis mittags mürrisch und brütend am Herdfeuer.

Seit Michels Mutter gestorben war, verfiel sein Vater, eigentlich ein fröhlicher und offener Mann, oft in stundenlanges Grübeln, und Michel hatte sich inzwischen daran gewöhnt. Doch so düster wie heute war seine Stimmung schon lange nicht mehr gewesen, und Michel wagte nicht, ihn anzusprechen, obwohl er gerne gefragt hätte, ob Pierre wieder gesund werden würde.

Nach dem Mittagmahl, das sie schweigend einnahmen, verließ sein Vater die Hütte und kam eine halbe Stunde später mit Julien zurück.

»Geht nach draußen spielen«, forderte er Michel und Jean auf. »Julien und ich haben etwas zu bereden. Nehmt Vivienne mit.«

Michel bemerkte, dass der Schmied einen Lederbeutel über der Schulter trug, in dem ein länglicher Gegenstand steckte. Während die beiden Männer nach hinten gingen, verließen Jean, Vivienne und er die Hütte und begannen lustlos, einen Schneemann zu bauen. Julien blieb jedoch nicht lange. Kurz darauf öffnete er die Tür und scheuchte das Schwein ins Freie.

»Wieso nimmt Julien unser Schwein mit?«, fragte Michel seinen Vater, als der Schmied das Tier zu seinem Haus trieb.

»Ich habe es ihm verkauft.«

»Warum?«

»Wir brauchen es nicht mehr«, antwortete sein Vater.

Verwirrt blickte Michel dem Schmied nach. Sie hatten das Schwein seit dem Frühjahr gemästet und wollten es nächste Woche schlachten, damit sie Fleisch für den restlichen Winter hatten – und nun gab sein Vater es einfach weg?

Der breitschultrige Mann ging neben Michel in die Hocke. »Hör zu«, sagte er. »Ich möchte, dass ihr heute früh schlafen geht. Bevor es dunkel wird, liegt ihr im Bett, verstanden?«

Michel nickte. Das Verhalten seines Vaters erschien ihm immer merkwürdiger.

Im Verlauf des Nachmittags leerte sich der Dorfplatz. Die meisten Bewohner Fleurys waren Bauern wie Michels Vater, für die es während der Wintermonate außerhalb der eigenen vier Wände nicht viel zu tun gab, weshalb sie sich früh in ihre Hütten zurückzogen, um bis zum Einbruch der Dunkelheit zu nähen, Schafswolle auszubürsten oder Werkzeug zu reparieren. Lediglich die Kinder blieben draußen. Dank Jean, der eine Schneeballschlacht anzettelte, vergaß Michel bald die Sache mit dem Schwein und sogar den schrecklichen Vorfall vom Vormittag und tollte zwei Stunden lang mit den anderen im Schnee herum. Sogar Vivienne hatte Spaß an dem wilden Gefecht. Ungeschickt tapste sie zwischen den Älteren herum und kicherte vergnügt, wenn einer von einem Schneeball getroffen wurde. Allerdings verging ihr das Lachen, als Robert sie versehentlich anrampelte und sie mit dem Gesicht voran in den Schnee fiel. Diesmal ließ Michel sie brüllen, bis sie heiser war.

Als es zu dämmern begann, rief ihr Vater nach ihnen. Wortkarg forderte er sie auf, am Feuer Platz zu nehmen. Nachdem sie etwas Gerstengrütze gegessen und einen Becher warme Ziegenmilch getrunken hatten, bestand er darauf, dass sie ihre Gebete sprachen, sich auszogen und schlafen legten. Jean murrte, denn er hasste es, früh ins Bett gehen zu müssen. Ihr Vater duldet jedoch keine Widerrede, und eingeschüchtert von seinem ungewohnt scharfen Ton kroch Jean unter die Decken.

Michel konnte nicht sofort einschlafen. Im Licht des ersterbenden Herdfeuers beobachtete er seinen Vater, der in Gedanken versunken am Tisch saß und seinen Bierkrug leerte. Irgendwann griff er in sein Wams, holte einen Beutel hervor und öffnete ihn. Michel war nicht wenig überrascht, als er sah, dass er Silbermünzen enthielt, schimmernde Deniers. Geld war recht selten in Fleury. Die Dorfbewohner hatten kaum Verwendung dafür und benutzten es eigentlich nur, wenn sie mit auswärtigen Händlern Geschäfte machten; untereinander tauschten sie die Dinge, die sie brauchten. Wieso besaß sein Vater auf einmal einen ganzen Beutel davon?

*Julien hat es ihm für das Schwein gegeben, kam es ihm in den Sinn, als sein Vater die Münzen auf dem Tisch stapelte und zählte. Aber warum hat er nichts Nützlicheres dafür verlangt, eine neue Säge oder wenigstens eine Schachtel voller Nägel? Was sollen wir mit so viel Geld?*

Während er noch darüber rätselte, was das bedeuten mochte, wurden ihm die Lider schwer. Kurz darauf schlief er ein und träumte von zwei Kaninchen, die tot im Schnee lagen, von Guiscards kalten Augen, von Pierre, dessen Blut zu Boden troff.

»Wach auf, Michel.« Eine Hand rüttelte ihn an der Schulter.

Verschlafen setzte er sich auf. Es war stockfinstere Nacht. Neben dem Schlaflager stand sein Vater, ein schwarzer Umriss vor der orangefarbenen Glut des Herdes.

»Weck Jean und Vivienne, und zieht euch an«, flüsterte er. »Wir müssen fort.«

»Fort? Wieso?

»Tut, was ich sage. Aber seid leise.«

Michel gehorchte und weckte seine Geschwister. Vivienne kam sofort zu sich; Jean hingegen blickte ihn benommen und verwirrt an. Sein hellbraunes Haar stand in alle Richtungen ab.

»Vater will, dass wir uns anziehen«, raunte Michel ihm zu und stieg aus dem Bett. Flackernder Flammenschein erfüllte die

Hütte, als sein Vater einen Kienspan an der Glut entzündete und in eine Tonschale auf dem Tisch legte. Er schien schon eine Weile wach zu sein, denn er war vollständig angezogen – oder er hatte gar nicht erst geschlafen. Rasch packte er ihre Habseligkeiten und sämtliche Vorräte in den Huckelkorb, den er normalerweise zum Reisisammeln verwendete.

Michel holte seinen Leibrock, die wollenen Beinlinge, die Bruche und den Überwurf aus der Kiste am Fußende des Schlafagers und schlüpfte hinein. Während er seine Filzschuhe anzog, setzte sich endlich auch Jean in Bewegung.

»Was ist los?«, murmelte er.

Ihr Vater gab keine Antwort. »Hilf deiner Schwester«, wies er Michel an.

Michel zog Vivienne an, die sich ausnahmsweise einmal nicht dagegen sträubte. Unterdessen griff sein Vater nach oben in die Dachbalken und holte einen Lederbeutel hervor. Es war derselbe Beutel, den Julien mittags bei sich gehabt hatte. Als sein Vater ihn in den Tragekorb steckte, verrutschte das Leder, und der Griff eines Schwertes kam zum Vorschein. Michel wusste, dass es den Leibeigenen verboten war, Waffen zu tragen. Der Herr würde seinen Vater hart bestrafen, wenn er ihn mit dem Schwert erwischte, ihn vielleicht gar halbtot prügeln wie Pierre. Was ging hier vor?

Sein Vater verschloss hastig den Beutel. »Seid ihr fertig?«

Michel schaute zu Jean, der gerade in seine Schuhe schlüpfte, und nickte.

»Gut. Zieht eure Umhänge an. Draußen ist es bitterkalt.«

»Wohin gehen wir?«

»Wir verlassen Fleury.«

»Für immer?«

»Ja.« Sein Vater schulterte den Tragekorb. »Wir laufen zum Waldrand. Ihr müsst so leise sein, dass niemand uns hören kann. Schafft ihr das?«

Michel und sein Bruder nickten. Ihr Vater blies den Kienspan

aus und öffnete die Tür; eisige Nachtluft strömte in die Hütte. Michel ergriff Viviennes Hand, und lautlos huschte die Familie über den Dorfplatz. Michel hatte sich gefragt, ob ein Unglück Fleury heimgesucht hatte und sie deshalb fliehen mussten, ein Feuer vielleicht oder ein Überfall durch Räuber, doch im Dorf herrschte vollkommene Stille. Alles schien in bester Ordnung zu sein.

Hatte sein Vater ein Verbrechen begangen? Flohen sie vor Guiscards Kriegsknechten, die ihn bestrafen wollten? Tausend Fragen tobten durch Michels Kopf, aber er hielt sein Versprechen und gab keinen Laut von sich.

Als sie zur Kirche kamen, trat ihr Vater an die Friedhofsmauer und starrte in die Dunkelheit, blickte zu den beiden Ulmen, unter denen ihre Mutter begraben lag. Immer wenn es die Arbeit zuließ, kamen sie hier herauf, versammelten sich um die schlichte Ruhestätte und beteten für ihre Seele. Erst vor zwei Tagen hatten sie das Grab besucht – zum letzten Mal, wie Michel nun klar wurde.

Er erinnerte sich so gut an seine Mutter, als wäre sie gestern noch bei ihnen gewesen. Er sah sie vor sich, wie sie das Herdfeuer schürte oder Vivienne stillte, wie sie Jean und ihm Geschichten erzählte oder mit ihnen über die Wiese tollte. Sie war eine schöne Frau gewesen, dunkelblond und zerbrechlich und immerzu fröhlich, selbst dann noch, als das tückische Fieber bereits angefangen hatte, ihren Leib auszuzehren. Sie fehlte ihm sehr, und dass sie gezwungen waren, sie hier zurückzulassen, machte ihn traurig. Wenigstens würde sie auf dem Gottesacker nicht allein sein. Ihre Eltern ruhten hier, ihr älterer Bruder und viele andere Menschen, die sie gemocht hatte.

Irgendwann murmelte sein Vater etwas, so leise, dass Michel es fast nicht verstehen konnte. »Vergib mir, Ameline. Ich hoffe, du verstehst, warum ich das tun muss.«

Er wandte sich ab, und für einen Moment sah Michel den Schmerz in seinem Gesicht. »Lasst uns gehen«, sagte er.

Er nahm Vivienne auf den Arm, und sie eilten über die Weide der Allmende und von dort aus zum Wald, der schwarz wie ein undurchdringlicher Grenzwall vor ihnen aufragte. Am Waldrand entlang stapften sie in Richtung Osten, wo, wie Michel wusste, die Grenze von Guiscards Land verlief.

Es fing an zu schneien, dicke Flocken, die still auf das weiße Land herabsanken. Obwohl die Wanderung durch den tiefen Schnee äußerst beschwerlich war, gönnte ihr Vater ihnen keine Rast, selbst dann nicht, als Jean langsamer und langsamer wurde und sich beklagte, seine Füße täten weh. »Weiter, Jean«, trieb er ihn an. »Du musst durchhalten.«

Nur einmal blieb er kurz stehen, um Vivienne, die ihm schwer geworden war, in ein Tragetuch zu stecken, damit er die Arme frei hatte und einen Wanderstock benutzen konnte. Sie war erstaunlich tapfer. Michel hatte erwartet, dass sie ununterbrochen weinen würde, doch sie blieb die ganze Zeit mucksmäuschenstill, so, als hätte sie genau verstanden, was ihr Vater ihnen gesagt hatte. Irgendwann fielen ihr die Augen zu, und sie schlief ein.

Schließlich kamen sie zu dem Bach, der die Grenze von Guiscards Ländereien bildete. Er floss durch einen Graben in den verschneiten Wiesen und verschwand beinahe unter Sträuchern und Brombeerhecken, in denen Eiszapfen glitzerten. Es war nicht schwer, ihn zu überqueren, denn er war zugefroren, und das dicke Eis trug ihr Gewicht. Während Michel hinüberging und die Böschung emporkletterte, wurde ihm plötzlich bewusst, dass er noch nie so weit von zu Hause fort gewesen war.

Auf der anderen Seite ließ sich Jean auf einen umgestürzten Baumstamm fallen. »Ich kann nicht mehr«, verkündete er müde und trotzig.

»Uns scheint niemand zu folgen«, sagte ihr Vater, während er nach Westen blickte. Fleury war schon lange nicht mehr zu sehen – das Mondlicht fiel auf unbewohnte Hügel. »Ich denke, eine kurze Rast können wir uns erlauben. Hilf mir mit dem Korb, Michel.«

Michel nahm ihm den Korb ab, damit er sich setzen konnte, ohne Vivienne zu wecken. Der Behälter war nicht schwer, denn ihr Vater hatte nur die notwendigsten Sachen mitgenommen: Nahrung, warme Decken, einige Werkzeuge, natürlich den Beutel mit den Silbermünzen und das Schwert.

Während sie sich mit Brot und Ziegenmilch stärkten, fragte Jean missmutig: »Müssen wir noch lange laufen?«

»Wir sind noch einige Stunden unterwegs«, antwortete ihr Vater. »Aber wenn wir erst das Moseltal erreicht haben, wird der Weg leichter.«

»Wohin gehen wir?«, fragte Michel.

»Nach Varennes-Saint-Jacques.«

Er hatte mit allem gerechnet, nur nicht damit. Varennes war eine Stadt an der Mosel, einen Tagesmarsch vom Lehen ihres Herrn entfernt. Michel war freilich noch nicht dort gewesen, hatte aber schon viel davon gehört. Zweimal im Monat kam ein fahrender Kaufmann aus Varennes nach Fleury und verkaufte den Bauern Salz, Fisch und Wetzsteine. Sein Name war Herr Caron, und er erzählte stets erstaunliche Geschichten von seiner Heimatstadt, wenn er abends in der Dorfschenke saß.

»Verstehst du, warum wir fortgehen müssen?«, fragte sein Vater.

»Wegen des Herrn«, vermutete Michel.

»Solange Guiscard über Fleury herrscht, sind wir dort unseres Lebens nicht sicher. Diesmal hat es Pierre erwischt, aber wer weiß, wen es nächste Woche trifft. Vielleicht mich, vielleicht sogar dich oder Jean. Ein kleiner Fehler genügt, und man wird hart und gnadenlos bestraft – ihr habt es ja heute Morgen gesehen. Deshalb können wir nicht in Fleury bleiben. Ich würde es nicht ertragen, wenn Guiscard euch etwas antäte.«

Vivienne regte sich und blickte verwirrt um sich. Ihr Vater strich ihr über das Haar. »Schlaf weiter«, murmelte er, und ihr Kopf sank wieder gegen seine Brust.

»In Varennes beginnen wir ein neues Leben«, fuhr er fort.

»Ich suche mir Arbeit in einer Werkstatt oder auf den Äckern vor der Stadt – Herr Caron sagt, dass die reichen Handwerker und Stadtbauern immer Leute brauchen. Falls ich nicht auf Anhieb etwas finde, ist das nicht schlimm. Ich habe von Julien dreißig Deniers für das Schwein bekommen. Damit kommen wir eine Woche über die Runden, wenn es sein muss.«

Mit jedem Wort, das sein Vater sagte, wuchs Michels Aufregung. Er hatte sich immer gewünscht, Varennes einmal zu sehen. »Wo werden wir wohnen?«

»Bei meinem Lohnherrn, bis ich genug Geld für eine eigene Hütte gespart habe. Das wird nicht lange dauern – die Quartiere in der Unterstadt sollen nicht teuer sein. Und wer weiß, vielleicht bringen wir es eines Tages sogar zu einem richtigen Haus mit Fenstern und mehreren Räumen.«

»So eins wie der Hof des Herrn?«, fragte Jean.

»Schon möglich. Es hängt ganz davon ab, wie tüchtig euer Vater ist, schätze ich.« Ihr Vater lächelte, als Michel und sein Bruder einander voller Vorfreude anschauten. »Das Beste habe ich euch noch gar nicht erzählt. Es gibt ein altes Gesetz. Es besagt, dass jeder, der sich in Varennes niederlässt, nach einem Jahr und einem Tag ein freier Mann ist. Wenn Guiscard uns bis dahin nicht auf sein Land zurückgeholt hat, kann er uns nichts mehr anhaben. Wir wären keine Leibeigenen mehr.«

»Wir müssten ihm nicht mehr gehorchen?«, fragte Michel.

»Wir wären freie Menschen und nur dem Bischof von Varennes und dem Kaiser zu Treue verpflichtet. Nun esst auf. Es wird Zeit, dass wir weiterkommen.«

Es schneite heftiger, als sie losgingen. Obwohl das Schneetreiben ihr Fortkommen nicht gerade erleichterte, war ihr Vater dankbar dafür, denn es löschte ihre Spuren aus. Michels Angst und Erschöpfung waren wie weggeblasen. Er konnte es kaum erwarten, endlich nach Varennes zu kommen und die Wunder zu sehen, von denen Herr Caron immerzu sprach, die bunten Märkte, die prächtigen Steinhäuser, die zahllosen Kirchtürme.

Jean erging es genauso. Er hatte aufgehört, sich über den weiten Weg und seine schmerzenden Füße zu beklagen, und kämpfte sich entschlossen durch den Schnee.

In der Morgendämmerung erreichten sie einen Fluss, ein graues Band, das sich durch das weiße Tal schlängelte – die Mosel. Sie war vollständig zugefroren. Am Ufer steckte ein kleines Boot im Eis fest.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte ihr Vater, während sie der Straße neben dem Fluss folgten. »Noch höchstens eine Wegstunde ...« Er verstummte, und seine Augen weiteten sich. »Ins Gebüsch mit euch, schnell!«

Bevor Michel ihm und Jean nachrannte, sah er noch, dass auf einer Anhöhe im Osten vier Schatten erschienen waren.

Reiter.

Keuchend schlüpfte er durch das Buschwerk am Straßenrand. Vereiste Zweige rissen an seinem Wollumhang und peitschten ihm ins Gesicht, als er seinem Vater und seinem Bruder folgte. Gut zwanzig Ellen von der Straße entfernt duckten sie sich und beobachteten das Flussufer durch das Geäst eines Brombeerstrauchs.

Die Männer kamen näher. Schweigend ritten sie die Straße entlang. Obwohl sie weite Umhänge trugen und ihre Gesichter in den Mantelkapuzen verbargen, gab es keinen Zweifel daran, dass es sich um Guiscard de Thessy und drei seiner Soldaten handelte.

Michel wagte nicht zu sprechen, nicht zu atmen. *Sie sind unseretwegen hier. Sie wollen uns einfangen, nach Fleury zurückbringen und bestrafen.* Aber wie nur hatte der Herr von ihrer nächtlichen Flucht erfahren? Sie waren doch so vorsichtig gewesen. Hatte man sie verraten? *Bitte lass sie nicht unsere Spuren sehen!*

Kurz darauf erreichten die Reiter die Stelle, wo die kleine Familie die Straße verlassen hatte. Obwohl der Schnee hier nicht sehr hoch lag und obendrein festgefroren war, konnte man ihre

Spuren leicht erkennen. Es musste nur einer der Männer im richtigen Moment zur Seite schauen...

Der Ritter und seine Kriegsknechte ritten an der Stelle vorbei, ohne die Abdrücke im Schnee zu bemerken. Gott hatte Michels Gebet erhört – dank des Schneetreibens hatten die Männer die Spuren einfach übersehen.

Unglücklicherweise wählte Vivienne genau diesen Moment, um aufzuwachen und nach ihrer Puppe zu fragen.

»Wo ist Joie?«

»Sei still!«, zischte Michel leise, und sein Vater machte »Schhhh«, während er das Mädchen an seine Brust drückte – doch es war bereits zu spät. Guiscard zügelte sein Schlachtross und startete zum Gebüsch.

»Habt ihr das gehört? Das war ein Kind, oder?«

Nun hielten auch die Soldaten ihre Pferde an. Einer ließ seinen Blick über den Schnee neben der Straße schweifen. »Hier sind Spuren, Herr. Sie führen da hinüber. Sehen frisch aus.«

»Sucht alles ab«, befahl Guiscard. »Ich verwette meinen Schwertarm, dass sich der Kerl und seine Bälger hier irgendwo verstecken.«

Die Männer stiegen ab, schlugen ihre Mäntel zurück und zogen die Schwerter.

Ihr Vater packte Jean und Michel am Arm. »Wir laufen zum Wald«, stieß er hervor. »Aber bleibt um Himmels willen zusammen.«

Sie hasteten los. Obwohl sie versuchten, leise zu sein, verursachte die Hatz durch das dichte Gestrüpp beträchtlichen Lärm, denn ständig zertraten sie Äste oder blieben an dornigen Zweigen hängen. Sie hatten sich noch keine fünf Schritte bewegt, als die Männer sie hörten.

»Da drüben sind sie!«

»Schnappt euch das Pack!«, brüllte Guiscard.

Der Atem brannte Michel in der Kehle, während er seinem Vater nachrannte, über umgestürzte Baumstämme sprang und

Böschungen hinabschlitterte. Immer wieder blickte er sich nach Jean um, der sich verzweifelt bemühte, nicht zurückzufallen. »Lauf schneller!«, rief er ihm zu.

»Versuch ich ja«, gab sein Bruder zurück.

Guiscard und seine Männer waren nicht weit hinter ihnen. Michel konnte sie nicht sehen, doch er hörte, wie sie durch das Gestrüpp brachen.

Das Strauchwerk ging in ein Wäldchen über, das sich bis zu den Hügeln im Osten des Moseltales erstreckte. »Da rüber!«, rief ihr Vater und führte sie tiefer in den Forst hinein, wo die ausladenden Kronen der Tannen und Fichten ein dichtes Dach bildeten, sodass kaum Schnee unter den Baumstämmen lag und sie auf dem gefrorenen Boden keine Spuren hinterließen.

»Michel!«, keuchte Jean.

Michel sah, dass sein Bruder gestürzt war. Rasch half er ihm beim Aufstehen.

»Mein Knie!«, wimmerte Jean. Er hatte sich den linken Beinling aufgerissen und blutete.

»Wir müssen trotzdem weiter. Nimm meine Hand.«

Die Männer kamen immer näher und hatten den Rand des Wäldchens fast erreicht. Jean weinte, riss sich jedoch zusammen und ergriff Michels Hand.

Einen schrecklichen Augenblick lang dachte Michel, sie hätten ihren Vater verloren. Er reckte den Kopf und blickte sich nach allen Seiten um. Nach ihm zu rufen wagte er nicht, aus Angst, die Soldaten auf sich aufmerksam zu machen.

Da! Zwischen den Bäumen blitzte sein erdfarbener Umhang auf.

Ihr Vater wartete schwer atmend vor einem mehr als mannhohen Haufen aus abgestorbenem Holz auf sie. »Kriecht da hinein«, sagte er, als Michel und Jean zu ihm rannten. »Beeilt euch!«

Das Holz war vermutlich von den Herbststürmen aus den Baumkronen geschüttelt worden und türmte sich zwischen ei-

ner vom Blitz gespaltenen Fichte und einem Felsen auf. Ihr Vater deutete auf eine Lücke zwischen den Ästen, durch die Michel erst Jean kriechen ließ, bevor er selbst hineinkletterte. Im Innern des Haufens befand sich ein kleiner, kaum zwei Ellen hoher Hohlraum. Michel und Jean rückten eng zusammen, als ihr Vater Vivienne durch die Lücke schob. Anschließend stellte er hastig den Tragekorb ab, zwängte sich durch die Öffnung und zog den Korb hinein. Trotz der Kälte rann ihm der Schweiß über das Gesicht. Er musste zu Tode erschöpft sein, nachdem er die ganze Nacht Vivienne und ihre Sachen getragen hatte. Vermutlich hatte ihn die Hatz durch das Gestrüpp die letzten Reste seiner Kraft gekostet.

Rufe hallten durch den Wald. Offenbar hatten Guiscard und seine Männer ihre Spur verloren und teilten sich gerade auf, um den Forst einzeln nach ihnen abzusuchen.

Auch Michel war völlig entkräftet. Er lehnte sich gegen den Felsen, der die Rückwand des Hohlraumes bildete, und rang um Atem. Vivienne klammerte sich an ihn und zitterte am ganzen Leib.

Es war so eng, dass man sich kaum bewegen konnte. Michels Vater spähte durch die Lücke und beobachtete den Wald. Jean zog die Nase hoch und untersuchte sein Knie. Es hatte aufgehört zu bluten. Wie es schien, hatte er sich nur die Haut abgeschürft. Schließlich griff er in den Kragen seines Überwurfs, holte einen dünnen Faden hervor, an dem die Maulwurfspfote hing, und betrachtete sein Amulett.

Michel hätte nicht zu sagen vermocht, wie viel Zeit verging. Vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht mehr.

»Da kommt einer«, flüsterte sein Vater.

Michel presste Vivienne an sich, sodass ihr Kopf in seiner Halsbeuge lag. »Du musst jetzt ganz leise sein, hörst du?«, raunte er ihr zu.

Ein Zweig knackte in der Stille des Waldes. Vorsichtig, damit er ja kein Geräusch machte, öffnete ihr Vater den Lederbeutel,

der aus dem Tragekorb schaute. Michels Mund wurde trocken, als er sah, wie sein Vater das Schwert hervorzog. Was hatte er vor? Wollte er es dem Kriegsknecht in die Brust stoßen, wenn sich der Mann zu der Öffnung hinunterbeugte?

Vivienne spürte sein pochendes Herz und schlang die Arme noch fester um ihn.

Kurz darauf konnte Michel den Kriegsknecht sehen. Es war einer der Männer, die Guiscard geholfen hatten, Pierre zu bestrafen. Er trug ein Kettenhemd unter dem Umhang und einen spitzen Helm mit eisernem Fortsatz, der die Nase vor Hieben schützte. Mit gezücktem Schwert schlich er durch den Wald, blickte mal hierhin, mal dorthin, suchte den Boden nach Spuren ab. Aus dem Mund drangen ihm Wölkchen dampfenden Atems.

Er war keine zwanzig Ellen von ihrem Versteck entfernt. Noch fünf, höchstens sechs Schritte, und er würde die Lücke zwischen den Ästen entdecken.

Michels Vater biss die Zähne zusammen und umklammerte den Griff des Schwertes so fest, dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

Der Soldat wandte dem Holzhaufen den Rücken zu. Offenbar hatte er aus einer anderen Richtung ein Geräusch gehört. *Geh! Bitte geh!*, betete Michel.

Diesmal erhörte Gott sein Stoßgebet nicht. Der Kriegsknecht kam abermals näher, die Augen zu schmalen Schlitzen verengt. Hatte er etwas gesehen?

Ein Ruf schallte durch den Forst.

»Gilles! Hörst du mich?«

Der Mann hob den Kopf. »Ich bin hier drüben!«

»Komm zurück zu den Pferden. Wir brechen die Suche ab.«

»Wieso? Sie können nicht weit sein.«

Ein zweiter Soldat erschien zwischen den Bäumen, und die beiden Männer unterhielten sich. Michel musste die Ohren spitzen, um sie zu verstehen.

»Der Wald ist zu groß – wir finden sie nie. Der Herr will weiterreiten. Er glaubt, dass sie früher oder später in Varennes aufkreuzen, und will sie dort abfangen.«

»Soll mir recht sein. Hab diese Kälte langsam satt. Ich brauche dringend einen Becher Wein.«

Die Kriegsknechte stapften davon.

Kaum waren sie verschwunden, ließen Michel, Jean und ihr Vater gleichzeitig den angehaltenen Atem entweichen.

»Heilige Jungfrau Maria, war das knapp!« Ihr Vater lehnte den Kopf gegen den Felsen und schloss die Augen. »O Herr, ich danke dir.«

Sie alle waren so erschöpft, dass sie im Versteck blieben, bis sie sich etwas von den Strapazen der vergangenen Stunden erholt hatten. Ihr Vater verteilte das restliche Brot und die Ziegenmilch und gab jedem eine Decke. Durch die Enge in dem Hohlraum spürten sie die Kälte kaum.

Nachdem Michel gegessen hatte, wurde er müde und konnte kaum noch die Augen aufhalten.

Er musste eingeschlafen sein, denn irgendwann gab ihm sein Vater einen leichten Klaps auf die Wange.

»Aufwachen, du Schlafmütze. Es wird Zeit, dass wir weitergehen.«

Kurz darauf stapften sie durch den Wald. Obwohl seit der Morgendämmerung mindestens zwei Stunden vergangen sein mussten, war es kaum heller in dem Forst. Durch den Schnee in den Baumkronen gelangte nur wenig Tageslicht zum Waldboden.

»Gehen wir immer noch nach Varennes?«, fragte Michel.

»Natürlich«, antwortete sein Vater.

»Aber dort ist der Herr!«, sagte Jean.

»Uns bleibt nichts anderes übrig. Bei dieser Kälte überstehen wir in der Wildnis keine drei Tage. Guiscard wird uns schon nicht finden. Varennes ist groß. Er kann nicht die ganze Stadt nach uns absuchen.«

Sein Vater entschied, für den Rest des Weges die Straße zu meiden und über die Felder zu wandern. Es war ein dunkler, trüber Tag, und es schneite ununterbrochen. Ihnen begegnete keine Menschenseele, nicht einmal dann, als sie auf einige Bauernhäuser stießen. Rauch quoll aus den Kaminen, und während sie an den Hütten vorbeigingen, vernahm Michel fröhliche Stimmen. Bei diesem ungemütlichen Wetter zogen die Menschen es vor, den ganzen Tag drinnen zu bleiben, sich am Herdfeuer zu wärmen und einander mit Liedern und Geschichten zu unterhalten.

Er dachte an Fleury und stellte sich vor, dass auch dort die Leute gerade in der Dorfschenke zusammensaßen, Holz ins Feuer warfen und frische Ziegenmilch tranken, Julien, Renier, Eloise, Jacques, der alte Odo und all die anderen. Vermutlich redeten sie seit dem Morgen über nichts anderes als ihre Flucht. In diesem Moment wurde ihm klar, dass ihre Freiheit einen Preis hatte: Wenn sie es schafften, Guiscard zu entwischen, würden sie die vertrauten Gesichter nie wiederssehen.

Seine Wehmut währte jedoch nicht lange, denn wenig später tauchte Varennes-Saint-Jacques aus dem Schneetreiben auf. Etwas Derartiges hatte Michel noch nie gesehen. Die Stadt, die da am Ufer der Mosel lag, war mindestens zehnmal so groß wie Fleury. Kirchen und Häuser, viele aus Stein und mit zwei oder drei Stockwerken, standen dicht an dicht; ihre spitzen Dächer und Kamine ragten so hoch empor, als strebten sie dem Himmel entgegen.

»Guiscard wird schon hier sein«, sagte sein Vater. »Vermutlich wartet er bei den Toren auf uns. Wir müssen einen anderen Weg hinein finden.«

Schon von Weitem hatte Michel gesehen, dass die Stadtmauern alt, brüchig und heruntergekommen waren. Einer der Türme war teilweise eingestürzt, und über dem Trümmerhaufen klaffte eine Spalte im Wall, durch die ein Ochsenwagen gepasst hätte. Sie verbargen sich hinter einem windschiefen Schuppen,

der zu einem verlassenem Bauernhaus gehörte. Als ihr Vater sicher war, dass niemand sie beobachtete, kletterten sie über den Schutt und schlüpfen durch die Mauerbresche.

Michel schlug das Herz bis zum Hals. Sie hatten es geschafft – sie waren in Varennes!

Die Gasse, in der sie sich befanden, verlief an der Innenseite der Wehrmauer. Die Hütten, die sie säumten, sahen nicht viel anders aus als die Bauernkaten Fleurys: klein, fensterlos, mit Wänden aus Holz oder Bruchsteinen und Dächern aus Stroh. Schweine, Gänse und Hühner suchten in den engen Höfen und Gemüsegärten nach Futter.

»Haltet die Augen offen«, sagte ihr Vater. »Denkt daran, wir sind erst in Sicherheit, wenn Guiscard die Stadt verlassen hat. Suchen wir uns einen Gasthof, wo wir uns aufwärmen können.«

Sie gelangten in eine breite Straße, in der es vor Menschen nur so wimmelte. Schmiede, Zimmerleute und Schuster gingen in den Werkstätten ihrer Arbeit nach, hämmerten, sägten, schnitten Leder zurecht und brüllten ihre Gesellen an. Ein Mann schob einen Karren mit Feuerholz und fluchte gotteslästerlich, als er in einem Schlagloch stecken blieb. Vor einer Garküche tranken zwei rotgesichtige Mönche dampfenden Würzwein und unterhielten sich angeregt über die Sonntagspredigt des Bischofs. Den Schnee hatte man weggeräumt; er bildete schmutzig braune Haufen in Ecken und Winkeln.

Der Gestank raubte Michel schier den Atem. Es roch nach Rauch, Exkrementen, fauligem Gemüse. Zwei Häuser weiter öffnete eine Frau ein Fenster und goss den Inhalt ihres Nachtopfs auf die Straße. Ein Herr in feinen Kleidern wurde beinahe getroffen und schüttelte wütend seine Faust.

Michel hatte erwartet, dass die Bewohner Varennes' alle wie Herr Caron aussehen würden, der immerzu ein edles Gewand in leuchtenden Farben, Stiefel aus Wildleder und elegante Hüte trug. Dies war jedoch nicht der Fall – die meisten Bürger kleideten sich wie die Bauern Fleurys und hatten schlichte Kittel,

Beinlinge und Ledermützen an. Michel, sein Vater und seine Geschwister fielen daher nicht auf, als sie sich unter die Leute mischten.

Bei den beiden trinkfreudigen Mönchen erkundigte sich ihr Vater nach einem Gasthof.

»Die meisten Herbergen und Schenken sind bei den Stadt-toren«, antwortete einer der Brüder. »Am besten geht ihr zum Salztor, dort gibt es die günstigsten Quartiere.«

Ihr Vater runzelte die Stirn. »Und anderswo, zum Beispiel am Marktplatz?«

»Neben der Münze steht auch eine. Nicht ganz billig, aber gut. Einfach die Straße hinunter und dann rechts – ihr könnt es nicht verfehlen. Der Herr sei mit euch!« Der Mönch prostete ihnen zum Abschied zu.

Der Marktplatz war nur einen Steinwurf entfernt. Er erstreckte sich vor der größten Kirche, die Michel je gesehen hatte, dem Dom von Varennes. Mehrstöckige Stein- und Fachwerk-häuser umgaben ihn. Der Platz selbst war übersät von zahlrei-chen Buden, Zelten und Verkaufsständen, die ein steinernes Marktkreuz überragte. Bauern und Händler boten dort trotz Eis und Schnee ihre Waren feil, und die kalte Luft war erfüllt von ihrem Geschrei. Auf den Tischen lagen Werkzeuge, geschliffe-ne Messer und Tongeschirr aus, daneben Käseräder, geräucher-te Fische, Kleider in allen Farben und Formen. Kapaune und pralle Würste hingen an eisernen Haken, aus Fässern sprudelte Wein und Bier. Kunden, wie die Verkäufer in dicke Umhänge gehüllt, schlenderten an den Ständen vorbei, begutachteten die Auslagen und feilschten um Preise. In aufeinandergestapelten Holzkäfigen gackerten Hühner und schnatterten Gänse; für die größeren Tiere gab es Gehege, in denen sich Schweine, Schafe und Rinder drängten. Tausend Düfte und Eindrücke stürzten auf Michel ein – er wusste nicht, wohin er zuerst schauen sollte. Herr Caron hatte wahrlich nicht übertrieben: Varennes war in der Tat ein Ort voller Wunder.

An mehreren Ständen wurde Salz angeboten. In bauchigen Fässern wartete es auf Käufer. Michel erinnerte sich, dass Herr Caron einmal erzählt hatte, die kostbare Substanz sei das wichtigste Handelsgut der Stadt. Es stamme aus einer Saline in den Hügeln, wo das Weiße Gold in einem langwierigen Prozess aus Quellwasser gewonnen werde. Michel hoffte, dass er diese geheimnisvolle Saline einmal zu sehen bekäme. Denn er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie man aus Wasser Salz machte.

Unterdessen hatte es aufgehört zu schneien, und zwischen den tief hängenden Wolken zeigte sich eine bleiche Sonne. Die städtische Münze, ein wuchtiges Steingebäude an der Südostseite des Platzes, war nicht schwer zu finden. Aus den vergitterten Fenstern drang das Hämmern und Klopfen der Münzschmiede, die im Auftrag des Bischofs aus geschmolzenem Silber neue Sous und Deniers schlugen. Die Herberge daneben wirkte recht komfortabel. Gerade kamen drei Männer in kostbaren, pelzbesetzten Mänteln aus dem Gebäude und unterhielten sich in einer fremden Sprache, während sie zum Marktplatz schlenderten.

»Ich hoffe, wir können es uns leisten, hier einzukehren«, sagte sein Vater zweifelnd.

Als sie zur Eingangstür schlurften, keuchte Jean plötzlich: »Vater! Da!«

Michel fuhr herum. Auf einer der Straßen, die zum Domplatz führten, war Guiscard de Thessy aufgetaucht. Er ritt in Richtung Markt und forderte die Leute mit harschen Befehlen auf, ihm Platz zu machen. Aus den Nüstern seines Schlachttrosses quoll dampfender Atem, der sich mit dem Rauch der Garküchen vermischte.

Michel wollte zur Herberge laufen, doch sein Vater hielt ihn fest. »Nicht! Er sieht uns, bevor wir drinnen sind. Zurück zum Markt, schnell!«

Verstohlen huschten sie um die Hausecke und verbargen sich

hinter der Bude eines Weinhändlers. Geduckt spähte Michel an einem Stapel aus leeren Fässern vorbei. Vor der Münze hatte der Ritter sein Pferd gezügelt und ließ seinen Blick über das bunte Labyrinth des Marktes schweifen.

»Dieser Kerl gibt einfach nicht auf«, murmelte sein Vater. »Wir müssen uns irgendwo verstecken.« Er deutete auf eine Gasse zwischen zwei Kaufmannshäusern. »Wenn ich ›jetzt‹ sage, lauft ihr da rüber.«

Guiscard rief einen jungen Burschen zu sich, der gerade des Weges kam, ein Zimmermannsgeselle. *Er fragt nach uns*, dachte Michel, als die beiden Männer miteinander redeten.

Der Geselle schüttelte den Kopf und ging weiter. Mit finsterner Miene ritt Guiscard eine der Gassen zwischen den Zelten und Viehgehegen entlang.

»Ihr da«, sprach er einen Marktaufseher an, der sich an einer rauchenden Kohlenpfanne aufwärmte. »Mir ist ein Leibeigener weggelaufen, ein Bauer namens Rémy mit seinen drei Bälgern. Blond, groß, breite Schultern. Ist vermutlich gegen Mittag hier aufgetaucht und sucht jetzt eine Bleibe. Habt Ihr ihn gesehen?«

»Kann mich nicht erinnern«, erwiderte der Marktaufseher und betrachtete mit gerunzelter Stirn das Schwert des Ritters. »Ihr seid auf dem Markt, Herr. Hier ist das Tragen von Waffen verboten. Ich muss Euch bitten, entweder den Domplatz zu verlassen oder mir Euer Schwert auszuhändigen.«

»Scher dich zum Teufel«, knurrte Guiscard, doch ehe er weiterreiten konnte, verstellte ihm der Aufseher den Weg.

»Ihr verletzt den Marktfrieden«, sagte der Mann. »Ich kann Euch dafür festnehmen. Euer Schwert. Ich sage es nicht noch einmal.«

Michel war so verblüfft, dass er für einen Moment seine Angst vergaß. Er hatte noch nie erlebt, dass jemand es wagte, derart unverschämt mit dem Herrn zu reden.

Guiscard wurde wütend und begann lautstark mit dem Auf-

seher zu streiten. Händler und Kunden reckten die Hälse und amüsierten sich über die Auseinandersetzung.

»Jetzt!«, flüsterte Michels Vater.

Sie rannten über den Platz. Die Gasse war eng, dunkel und schmutzig. Morsche Kisten stapelten sich vor der linken Hauswand, halb von rußgrauem Schnee bedeckt. Eine Gestalt, die einen Korb trug, kam ihnen aus den Schatten entgegen. Als sie gerade an ihr vorbeischlüpfen wollten, fragte sie unvermittelt: »Bist du nicht Rémy, der Bauer aus Fleury?«

»Herr Caron!«, platzte es aus Jean heraus.

Im Zwielflicht der Gasse hatte Michel den Kaufmann gar nicht erkannt. Der Mann mit dem markanten Gesicht und dem schwarzen Kinnbart warf den kaputten Korb zu den Kisten und lächelte. »Natürlich, du bist es. Und deine Kinder hast du auch mitgebracht. Jean, Michel und ... Vivienne, richtig? Was schlägt euch nach Varennes?«

»Entschuldigt, wir müssen gehen«, sagte ihr Vater kurz angebunden. Gehetzt schaute er zu Guiscard, der immer noch den Marktaufseher anbrüllte. Herr Caron bemerkte seinen Blick und entdeckte den Ritter.

»Seid ihr in Schwierigkeiten?« Sein Lächeln verschwand.

Ohne ein weiteres Wort schob ihr Vater sie weiter. Während sie zum anderen Ende der Gasse eilten, sah Michel, dass Herr Caron abermals zu Guiscard schaute. »Wartet«, rief er ihnen nach. »Vielleicht kann ich euch helfen.«

Ihr Vater wandte sich zu ihm um, den linken Arm um Vivienne gelegt. Misstrauen und Wachsamkeit sprachen aus seiner Miene.

Der Kaufmann senkte seine Stimme. »Seid ihr aus Fleury geflohen?«

»Was geht es Euch an?«, erwiderte ihr Vater schroff.

»Angenommen, es wäre so – dann könnte ich mir vorstellen, dass ihr ein Versteck braucht, wo ihr unterkommen könnt, bis Guiscard die Suche nach euch aufgegeben hat.«

»Schon möglich.«

»Ich könnte euch mein Haus anbieten.«

»Warum solltet Ihr das tun?«

»Weil Leibeigenschaft in meinen Augen ein Verbrechen ist. Weil ich es als meine Christenpflicht betrachte, jedem zu helfen, der nach Freiheit strebt. Und weil ich de Thessy nicht ausstehen kann«, fügte Herr Caron mit einem feinen Lächeln hinzu.

Michels Vater schwieg. Unterdessen hatte sich Guiscard endlich dem Aufseher gebeugt und ihm fluchend sein Schwert ausgehändigt. Nun suchte er weiter den Markt ab. Er ritt einmal quer über den Domplatz und verschwand schließlich aus Michels Blickfeld.

»Du kannst mir vertrauen, Rémy«, sagte Herr Caron. »Ich will euch doch nur helfen – du hast mein Wort.«

»Bitte, Vater«, bettelte Jean. »Lass uns zu Herrn Caron gehen. Michel will es auch. Nicht wahr, Michel?«

Michel nickte. Genau wie sein Bruder war er todmüde und sehnte sich nach einer warmen Kammer, wo sie sich ausruhen konnten. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass Herr Caron etwas im Schilde führte.

Ihr Vater jedoch zögerte noch immer. »Wir würden Euch nur zur Last fallen.«

»Unsinn. Ich bin ein sehr wohlhabender Mann, wenn du mir diese unbescheidene Feststellung gestattest. Ich kann es mir durchaus leisten, vier Gäste einen Tag und eine Nacht in meinem Haus aufzunehmen.«

Just in diesem Moment tauchte Guiscard wieder auf. Der Ritter hatte offenbar den Markt umrundet und stieg am Stand eines Weinhändlers aus dem Sattel. Barsch orderte er einen Krug. Er stand keine zehn Ellen vom Eingang der Gasse entfernt, in der sie standen, und hatte ihnen den Rücken zugewandt.

»Rasch, da entlang, bevor er euch sieht!«, flüsterte Herr Caron und huschte tiefer in die Gasse hinein.

Guiscards neuerliches Auftauchen hatte ihrem Vater die Entscheidung abgenommen, ob es klug war, Herrn Caron zu trauen. Ohne zu zögern, ergriff er mit der Rechten Michels und mit der Linken Jeans Hand und lief dem Kaufmann nach. Sie gelangten in eine breitere und hellere Gasse hinter den Kaufmannshäusern und eilten über den festgetrampelten Schnee an einer Hofmauer aus verwitterten Ziegelsteinen entlang, bis sie zu einer schmalen Pforte kamen. Herr Caron öffnete sie und ließ sie hindurchschlüpfen, bevor er ihnen folgte und die Tür schloss.

»Ich würde sagen, das war recht knapp«, meinte Herr Caron, und seine Lippen formten wieder jenes feine, elegante Lächeln. »Andererseits sollte ich froh sein, dass de Thessy aufgetaucht ist, sonst hättest du dir nie von mir helfen lassen.«

»Ich weiß nicht, wie ich Euch je danken soll«, erwiderte Michels Vater steif.

»Gehen wir ins Haus. Ihr seid gewiss hungrig. Ich Sorge dafür, dass ihr etwas zu essen bekommt.«

Sie durchquerten den Hof, der neben dem Stallgebäude eine Remise mit zwei Wagen, einen Backofen, einen kleinen Gemüsegarten und eine Sickergrube enthielt, auf der ein hölzerner Deckel lag. Hühner pickten im Schneematsch nach Körnern und liefen gackernd auseinander, als sie zur Hintertür des Hauses schritten.

Trotz seiner Erschöpfung kam Michel aus dem Staunen nicht heraus. Ein Gebäude dieser Größe hatte er noch nie betreten. Es war wahrhaft riesig – allein ins Erdgeschoss hätte ihre Hütte mit Leichtigkeit hineingepasst. Der Eingangsbereich bestand aus einem einzigen fensterlosen Raum mit Gewölbedecke und einem zweiflügeligen Portal, das hinaus auf den Domplatz führte. An den Wänden standen Körbe und Fässer, und ein seltsamer Geruch lag in der Luft, nach Leder, Fett, Kräutern und anderen Dingen, die Michel nicht benennen konnte. In einer Ecke saß eine junge sandfarbene Katze und putzte sich. Gerade wuchteten zwei Bedienstete eine große Kiste die Kellertreppe

herauf, stellten sie ab und wischten sich den Schweiß von den Gesichtern.

»Sind das die Kerzen?«, fragte Herr Caron.

»Ja, Herr. Waren hinter den leeren Salzfässern versteckt, weswegen wir sie nicht gleich gefunden haben.«

»Ausgezeichnet. Bringt sie zur Abtei Longchamp. Aber beeilt euch, die Mönche warten schon. Und lasst euch nicht wieder über den Tisch ziehen. Ich habe mit dem Abt einen Sou pro Kerze vereinbart, und keinen Denier weniger. Wenn ihr zurück seid, schafft den Müll aus der Gasse weg. Ich bekomme Ärger mit dem Dreckmeister, wenn er noch eine Nacht länger herumliegt.«

Anschließend führte Herr Caron sie eine Treppe hinauf. »Olive, wir haben Gäste!«, rief er in die Küche. »Bring uns Brot, Fleisch und Käse. Außerdem zwei Krüge Wein und drei Becher heiße Milch für die Kinder.«

Sie betraten einen kleinen Saal mit Kamin, in dem ein Feuer prasselte. Gebannt schaute Michel sich um. Es gab einen langen Tisch, lederbezogene Stühle, ein silbernes Kruzifix über der Tür. An den Wänden hingen Teppiche, die Jagdszenen und farbenfrohe Muster darstellten. Zwei große Rundbogenfenster wiesen auf den Domplatz. Sie waren mit dünnem Pergament bespannt, damit der kalte Wind nicht hereinwehte.

»Setzt euch, setzt euch«, forderte Herr Caron sie auf, und sie nahmen am Tisch Platz. Ihr Vater seufzte erleichtert, als er endlich den Korb abstellen und das Tragetuch abnehmen konnte. Er setzte Vivienne auf einen freien Stuhl, und das Mädchen schaute sich mit großen Augen um.

»Sieh mal, Michel!« Fasziniert streckte Jean seine Hand nach einem der Kupferleuchter auf dem Tisch aus.

»Nicht anfassen«, sagte ihr Vater. »Weißt du nicht, was sich gehört?«

»Wann habt ihr Fleury verlassen?«, fragte Herr Caron.

»Irgendwann zwischen Einbruch der Dunkelheit und Mitternacht.«

»Dann müsst ihr die ganze Nacht durchmarschiert sein, wenn ihr jetzt schon hier seid.«

»Wir haben nur zweimal gerastet. Ich wollte keine Zeit verlieren.«

»Und deine Kinder haben das durchgehalten? Beachtlich. Wie alt sind sie?«

»Acht, sechs und zwei.«

»Beim heiligen Jacques, so jung und schon so zäh. Du musst stolz auf sie sein.«

»Ja.« Ihr Vater lächelte. »Das bin ich.«

»Wenn ihr gegessen habt, richtet Olive euch zwei Wannen her«, sagte Herr Caron. »Ein heißes Bad wird euch guttun. Vielleicht haben wir auch irgendwo frische Kleider, die euch passen.«

»Bitte«, wehrte ihr Vater ab, »macht Euch unseretwegen keine Umstände.«

»Keine Widerrede. Ihr seid meine Gäste. Ah, da kommt Olive.«

Eine rundliche Frau trug ein Brett mit Speisen und Getränken herein. Während sie es auf den Tisch stellte, musterte sie Michel, seinen Vater und seine Geschwister abschätzig. Michel schämte sich ein wenig für seine ärmliche Kleidung.

Als die Köchin Jeans aufgeschlagenes Knie bemerkte, wurde ihre Miene weich. »Was ist denn mit deinem Knie, kleiner Mann?«

»Bin hingefallen«, antwortete Jean geistesabwesend und starrte dabei die Speisen an.

»Das haben wir gleich. Ich hole nur rasch etwas Wundsalbe.«

»Na los, esst«, sagte Herr Caron.

Das ließ sich Michel nicht zweimal sagen. Heißhungrig machte er sich über das Brot, den Käse und das kalte Fleisch her und spülte jeden Bissen mit einem Schluck Ziegenmilch hinunter. Ihm war, als hätte er noch nie so gut gegessen. Bevor auch Jean zugreifen konnte, kam Olive zurück und bestand

darauf, erst sein Knie zu verarzten. Mit mürrischem Gesicht saß Jean auf dem Stuhl, während die Köchin den zerrissenen Beinling herunterkrempelte, die Wunde auswusch und sie mit Salbe einrieb. Immer wieder blickte er dabei zu Michel, offenbar in der Angst, sein älterer Bruder würde ihm nichts übrig lassen.

Ihr Vater hatte Vivienne auf seinen Schoß genommen und fütterte sie mit Brotstücken, die er in die Milch tunkte. Obwohl auch er sehr hungrig sein musste, bediente er sich nur zögerlich an den Speisen.

»Trink, bevor der Wein kalt wird«, sagte Herr Caron, der sich mit seinem Krug in der Hand zurückgelehnt hatte und ihnen beim Essen zuschaute. »Olive hat ihn mit Honig und Wermut gewürzt. Er schmeckt ausgezeichnet.«

»Er war gewiss teuer«, meinte ihr Vater.

»Was spielt das für eine Rolle? Nun trink schon. Es gibt nichts Besseres, um sich nach einem Tag in der Kälte aufzuwärmen.«

Zögernd hob ihr Vater seinen Krug und stieß mit dem Kaufmann an.

»Ich habe Geld«, sagte er anschließend. »Ich bestehe darauf, Euch die Speisen und die Kleider zu bezahlen.«

Herr Caron wirkte ernstlich gekränkt. »Zum letzten Mal, ihr seid meine Gäste. Solange ihr in meinem Haus wohnt, bezahlt ihr für gar nichts. Und jetzt will ich nichts mehr ...«

Er verstummte, als ein dumpfes Pochen erklang. Offenbar klopfte jemand so energisch an die Vordertür, dass man es bis hier oben hörte. Herr Caron trat ans Fenster.

»Das ist de Thessy! Sitzenbleiben«, sagte er, als ihr Vater aufstehen wollte. »Er darf euch nicht sehen.«

»Ich wusste, dass Ihr unseretwegen in Schwierigkeiten kommen würdet«, sagte ihr Vater gepresst. »Es ist besser, wir gehen. Wir können durch den Hof verschwinden, bevor er etwas merkt.«

»Nichts da. Ihr bleibt hier und esst in Ruhe. Ich kümmerge mich um ihn.«

Herr Caron verließ den Saal und schloss die Tür hinter sich. Kaum waren seine Schritte verklungen, setzte ihr Vater Vivienne ab, öffnete die Tür einen Spalt und lauschte. Auch Michel und Jean hielt nichts mehr auf ihren Stühlen. Sie stürzten zu ihm und spitzten die Ohren.

»Bleib bei Vivienne«, forderte ihr Vater Michel leise auf.

»Aber ich will auch zuhören!«

»Tu, was ich sage.«

Wütend ging Michel zu seiner Schwester, die gerade im Begriff war, zu den Fenstern zu watscheln. »Nicht!«, sagte er ungehalten und hielt sie fest, bevor sie auf die Steinbank in der Nische klettern konnte. »Du hast doch gehört, was Herr Caron gesagt hat. Komm, setzen wir uns ans Feuer, dort ist es warm.«

Glücklicherweise gehorchte Vivienne. Fasziniert starrte sie in die Flammen. Währenddessen erklangen von unten gedämpfte Stimmen.

»Gott zum Gruße, Herr de Thessy«, sagte Herr Caron nicht übermäßig freundlich. »Was führt Euch zu mir?«

»Das wisst Ihr genau, Caron«, knurrte Guiscard. »Ich will meine Leibeigenen zurückhaben.«

»Welche Leibeigenen?«

»Hört auf, mich zum Narren zu halten. Ich weiß, dass sie bei Euch sind. Ihr seid der Einzige, den sie in diesem Nest kennen.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht, wovon Ihr redet«, erwiderte Herr Caron kühl. »Außerdem kommt Ihr ungelegen – ich habe gerade sehr viel zu tun. Da ich Euch offensichtlich nicht weiterhelfen kann, möchte ich Euch bitten zu gehen. Ich wünsche Euch noch einen schönen Tag.«

»Lasst mich herein«, forderte Guiscard.

»Nein.« Herr Carons Stimme wurde merklich schärfer. »Nehmt sofort Euren Fuß aus der Tür, oder ich rufe die Büttel.«

Michel schlug das Herz bis zum Hals. Er traute Guiscard zu,

dass er Herrn Caron niederschlug und gewaltsam in das Haus eindrang.

»Sie sind mein Eigentum«, bellte Guiscard. »Was Ihr da tut, ist Diebstahl! Ich werde Euch dafür zur Rechenschaft ziehen.«

»Ihr seid hier nicht auf Eurem Land, wo Ihr Euch wie ein Straßenräuber aufführen könnt!«, fuhr Herr Caron ihn an. »Hier gelten allein die Gesetze Varennes', und Ihr werdet sie achten, wenn Ihr nicht wie ein schäbiger Strauchdieb aus der Stadt gejagt werden wollt. Büttel! Dieser Mann belästigt mich.«

»Ihr seid ein Lump und ein Lügner dazu, Caron«, knurrte der Ritter. »Ihr habt die längste Zeit Geschäfte mit meinen Bauern gemacht!«

Die Haustür fiel ins Schloss. Michel lief zu seinem Vater, der ihn und Jean an sich drückte.

»Habt keine Angst – alles wird gut«, murmelte der stämmige Mann und strich ihnen mit seinen schwieligen Händen über das Haar.

Kurz darauf kam Herr Caron herein und ging zum Fenster. »Er reitet weg. Ich glaube, er hat fürs Erste genug.«

»Das war sehr mutig von Euch«, sagte ihr Vater. »Es hat nicht viel gefehlt, und er hätte Euch angegriffen.«

»Das hätte er nicht gewagt. Er weiß ganz genau, dass er hier nichts zu sagen hat.«

»Unseretwegen wird er Euch verbieten, in Fleury Eure Waren zu verkaufen.«

»Ach, nur eine leere Drohung. Wenn er mich wirklich daran hindert, auf seinem Land Handel zu treiben, melde ich ihn der Kaufmannsgilde, und dann kann er sehen, wo er in Zukunft Salz, Gewürze und neue Waffen herbekommt. Nein, das wird er nicht riskieren. Aber jetzt genug davon. Esst endlich auf, damit ihr ein Bad nehmen könnt.«

Nun, da ihre Flucht endlich vorüber war, entspannte sich ihr Vater und legte seine Zurückhaltung gegenüber Herrn Caron ab. Freundlich und offen, wie es seine Art war, berichtete er ih-

rem Gastgeber vom Leben in Fleury, während die beiden Männer ihren Wein tranken. Der Kaufmann hörte aufmerksam zu und zeigte sich bestürzt über die Zustände in dem Bauerndorf.

»Ich habe gewusst, dass de Thessy hart mit seinen Hörigen umspringt, aber ich hätte nicht gedacht, dass es so schlimm ist. Wenn man nur ein- oder zweimal im Monat in ein fremdes Dorf kommt, kriegt man nicht allzu viel vom Leben der Bauern mit. Jedenfalls war es die richtige Entscheidung, nach Varennes zu fliehen, Rémy. Unser Stadtherr, Bischof Jean-Pierre, ist mitunter auch ein Tyrann, aber er würde niemals einen seiner Bürger grundlos auspeitschen lassen.«

Olive kam herein. »Das Wasser ist fertig, Herr.«

Sie folgten der Köchin in die Waschküche, wo zwei hölzerne Badezuber standen. Das Wasser darin war so heiß, dass es in der kalten Luft dampfte. Sie zogen sich aus und kletterten hinein. Jean und Michel teilten sich einen Bottich, ihr Vater und Vivienne den anderen.

»Was ist das, Vater?« Jean deutete auf einen talgfarbenen Brocken, der bei den Bürsten auf dem Schemel lag.

Ihr Vater nahm ihn in die Hand und roch daran. »Seife, glaube ich. Man benutzt sie zum Waschen.«

Zögernd rieb er seinen Arm damit ein, und tatsächlich löste sich der Schmutz nun viel leichter. Er brach den Brocken entzwei und gab eine Hälfte Michel, der sich begeistert einrieb.

»Lass mich auch!«, verlangte Jean.

Sie bürsteten sich den Schmutz von der Haut und wuschen sich die Haare. Als sie fertig waren, trockneten sie sich mit groben Wolltüchern ab und begutachteten die Kleider, die Olive für sie bereitgelegt hatte. Sie ähnelten ihren alten Kitteln und Leibröcken, waren jedoch von besserer Qualität und obendrein sauber. Dafür nahm Michel gern in Kauf, dass ihm sein Überwurf etwas zu groß war.

Während sie die Schuhe anzogen, kam Herr Caron herein, in der Hand einen Kerzenhalter. »Ausgezeichnet. Nach einem Bad

fühlt man sich gleich wie ein neuer Mensch, nicht wahr? Lasst eure Sachen hier liegen, Olive wird sie später waschen. Ich zeige euch, wo ihr heute Nacht schlafen werdet.«

Von der Küche gelangten sie in einen weiteren Raum – *Wie viele Kammern hat dieses Haus noch?*, fragte sich Michel –, in dem mehrere Betten standen. Ein Fenster wies auf den Hof. Es schneite wieder und dämmerte bereits.

»Hier wohnt das Gesinde«, erklärte Herr Caron. »Guy und Ayol sind mit meiner Frau und den Kindern bei meiner Schwester. Sie werden erst morgen zurück sein. Ihr könnt solange ihre Betten haben.«

Jean gähnte, als hätte ihn der Anblick der Schlaflager daran erinnert, wie müde er war. Ihr Vater sagte: »Es ist wohl am besten, ihr legt euch gleich hin. Ihr könnt ja kaum noch die Augen offen halten.«

»Noch nicht, Vater, bitte!«, bettelte Michel. »Es ist doch noch so früh.«

»In spätestens einer halben Stunde wird es dunkel. Außerdem wart ihr die ganze Nacht auf den Beinen. Na los, ins Bett mit euch. Ich will, dass ihr morgen ausgeruht seid.«

Murrend zog Michel sich aus. Jean hingegen kroch ohne seinen üblichen Protest unter die Decken und schlief auf der Stelle ein. Auch Vivienne schlummerte, kaum dass sie die Augen geschlossen hatte.

»Du warst heute sehr tapfer – ich bin stolz auf dich«, sagte Michels Vater und fuhr ihm durch das Haar. »Schlaf gut, mein Großer.«

Herr Caron und er verließen die Gesindekammer. Als Michel ins Bett kletterte, dachte er, dass er gewiss viel zu aufgeregt war, um schlafen zu können. Varennes war weitaus fremder und wunderbarer, als er es je für möglich gehalten hätte – allein in diesem Haus gab es so viel zu entdecken, so viele herrliche und kostbare Dinge zu bestaunen, dass er nicht genug davon bekam. Für einen Moment erwog er, sich heimlich aus der Kammer zu

schleichen und sich in den anderen Zimmern umzusehen. Doch kaum lag er neben seinen Geschwistern im Bett, überkam ihn bleierne Müdigkeit. *Wenn wir nur für immer bei Herrn Caron bleiben könnten*, dachte er schläfrig. Schließlich wurden ihm die Lider schwer, und er fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Irgendwann weckte ihn das Knarren der Tür. Olive und die anderen Bediensteten kamen herein und stiegen geräuschvoll in ihre Betten. Die Köchin schnarchte so fürchterlich, dass Michel nicht wieder einschlafen konnte.

Er lauschte den Stimmen, die gedämpft aus dem benachbarten Saal drangen. Obwohl es inzwischen später Abend war, saßen sein Vater und Herr Caron immer noch zusammen und redeten. Michel schlüpfte in seinen Leibrock und öffnete die Tür. Die Angeln knarrten; Olive wälzte sich von einer Seite auf die andere und fing wieder an zu schnarchen, dass das Bett erzitterte. Barfüßig trat er auf den dunklen Flur, huschte über den eiskalten Boden zur Tür des Saales, unter der ein schmaler Lichtstreif hindurchfiel, und presste sein Ohr an das Holz.

»...Natürlich wäre eine eigene Brücke das Beste«, erklärte Herr Caron gerade, »aber solange in der Gilde die Ministerialen das Sagen haben, wird daraus nichts. Sie wollen, dass alles so bleibt, wie es ist. Ich habe inzwischen aufgegeben, mich mit ihnen herumzustreiten. Sie haben den Bischof auf ihrer Seite – dagegen ist man machtlos.«

Schweigen schloss sich an. Michel stellte sich vor, dass die beiden Männer gerade aus ihren Weinkelchen tranken.

»Um noch einmal auf de Thessy zurückzukommen«, sagte Herr Caron. »Ich hoffe, dir ist klar, dass er nicht aufgeben wird. Heute hat er klein beigegeben, aber wie ich ihn kenne, wird er es wieder versuchen. Vielleicht nicht morgen oder nächste Woche – aber irgendwann ganz sicher.«

»Das weiß ich«, sagte Michels Vater.

»Das wird nicht einfach für euch. Er hat ein volles Jahr Zeit, euch auf sein Land zurückzuholen, und ihr könnt nicht die gan-

ze Zeit auf der Hut sein. Vermutlich schlägt er zu, wenn ihr es am wenigsten erwartet.«

»Ich Sorge schon dafür, dass er uns nicht findet.«

»Und wie? Varennes ist nicht groß. Hier kennt jeder jeden, und es spricht sich schnell herum, wenn neue Leute in der Stadt sind. Er wird erfahren, wo ihr steckt, und wehe dir, wenn du dann keinen Lohnherrn hast, der dich vor ihm beschützt.« Herr Caron zögerte. »Ich denke, es wäre am besten, ihr bleibt vorerst bei mir. Hier wärt ihr sicher, denn ich bezweifle, dass de Thessy es noch einmal wagt, sich mit mir anzulegen.«

Michel hielt den Atem an. *Sag Ja*, hätte er seinem Vater am liebsten zugerufen. *Bitte sag Ja!*

»Das geht nicht.« Seines Vaters Stimme klang wieder so steif wie heute Mittag. »Das kann ich unmöglich annehmen.«

»Vielleicht lässt du mich erst einmal ausreden, bevor du mein Angebot ausschlägst«, entgegnete Herr Caron geduldig. »Ich habe nicht die Absicht, euch umsonst in meinem Haus wohnen zu lassen. Natürlich musst du für euren Unterhalt arbeiten. Die Geschäfte gehen gut, und ich hatte ohnehin vor, einen neuen Knecht einzustellen. Du kommst mir da wie gerufen. Du bist klug, höflich und verantwortungsbewusst und an harte Arbeit gewöhnt.«

»Was wären meine Aufgaben?«, fragte Michels Vater.

»Du hilfst mir beim Auf- und Abladen der Waren, kümmerst dich um die Saumtiere und erledigst alle Arbeiten, die im Haus anfallen, Reparaturen, Füttern des Viehs und dergleichen. Außerdem Botengänge und Lieferfahrten in der Stadt und im Bistum. Du kannst doch einen Ochsenwagen lenken?«

»Natürlich.«

»Als Lohn erhältst du fünfzehn Deniers pro Woche. Das mag dir nicht viel erscheinen – aber dafür müsst ihr nichts für die Unterkunft bezahlen. Darüber hinaus bekommt ihr zwei kostenlose Mahlzeiten am Tag und einmal im Jahr neue Kleider. Bist du damit einverstanden?«

Michel klopfte das Herz bis zum Hals. Worauf wartete sein Vater?

»Ihr tut das nur, weil Ihr Mitleid mit uns habt.«

Herr Caron lachte. »Du bist unverbesserlich. Einfach unverbesserlich. Nein, ich bemitleide euch keineswegs, ganz im Gegenteil, ich bewundere deine Courage. Ich weiß nicht, ob ich an deiner Stelle den Mut aufgebracht hätte, bei Nacht und Nebel mein Heimatdorf zu verlassen und mich mit drei kleinen Kindern in die Fremde aufzumachen. Du hast mein Wort, Rémy: Ich brauche wirklich einen neuen Knecht, und du scheinst mir geeignet zu sein. Mehr steckt nicht dahinter – der heilige Jacques sei mein Zeuge. Also, was sagst du?«

Es erschien Michel wie eine Ewigkeit, bis sein Vater endlich antwortete.

»Einverstanden.«

Michel konnte sein Glück kaum fassen. Sein Wunsch hatte sich tatsächlich erfüllt – sie blieben hier! Beinahe hätte er laut losgejubelt.

»Darauf trinken wir«, sagte Herr Caron, und Michel hörte, dass er Wein nachschenkte. »Du kannst gleich morgen anfangen. Der Keller muss aufgeräumt werden, und André und Huon freuen sich sicher über ein zusätzliches Paar Hände.«

»Es ist schon spät«, sagte Michels Vater. »Ich sollte jetzt zu Bett gehen.«

»Gewiss«, erwiderte Herr Caron. »Gute Nacht, Rémy. Gott segne dich.«

Als sein Vater den Stuhl zurückschob, huschte Michel zurück in die Gesindekammer, schlüpfte zu seinen Geschwistern ins Bett und stellte sich schlafend. Kurz darauf kam sein Vater herein. Michel hörte, dass er sich auszog und ins benachbarte Schlaflager stieg.

*Wir bleiben hier*, dachte er wieder und wieder. *Wir bleiben hier!*

Schließlich fielen ihm die Augen zu, und diesmal schlief er bis zum nächsten Morgen.

Es war bereits hell, als er aufwachte. Trübes Winterlicht kroch durch das Fenster und fiel auf leere, aufgeschlagene Betten. *Wo sind denn alle?*, fragte er sich verwundert. Nur Jean und Vivienne waren noch da. Sie lagen neben ihm und schliefen tief und fest. Der Tragekorb mit ihren Sachen stand nach wie vor in einer Ecke.

Er hörte polternde Geräusche auf dem Hof. Nackt glitt er aus dem Bett und trat ans Fenster. In der Nacht hatte es stark geschneit – im Hof und auf den Dächern der Nebengebäude lag eine frische Schneeschicht. Sein Vater und zwei andere Knechte trugen leere Kisten vom Erdgeschoss in den Hof und warfen sie auf einen Karren.

*Es war kein Traum*, dachte Michel. *Vater arbeitet wirklich für Herrn Caron*. Ein breites Grinsen erschien auf seinem Gesicht – bevor ihm auffiel, wie kalt es in der Kammer war. Zitternd klaubte er seine Kleider von der Stuhllehne und zog sich an.

Auf einem Tischchen hatte man etwas Brot, Käse und frische Milch für sie hingestellt. Offenbar waren sein Vater und die anderen Bediensteten schon vor einer ganzen Weile aufgestanden, hatten seine Geschwister und ihn jedoch schlafen lassen. Michel fühlte sich bestens ausgeruht – mehr noch, er war voller Tatendrang. Er konnte es kaum erwarten, den Rest des Hauses zu erkunden.

Er beschloss, Jean und Vivienne nicht zu wecken, stopfte sich etwas Brot und Käse in den Mund und verließ die Kammer.

Im gesamten Stockwerk schien sich niemand aufzuhalten. Auch Olive war fort, wie er mit einem Blick in die Küche feststellte. Kauend schaute er aus dem Fenster am Ende des Flurs und sah, dass heute schon wieder ein Markt vor dem Dom stattfand. Dunkel erinnerte er sich, dass Herr Caron bei einem seiner Besuche in Fleury erzählt hatte, in Varennes sei jeden Tag Markt, außer an Sonntagen und Kirchenfesten.

Und da war auch Olive. Gerade schlenderte die Köchin zwischen den Verkaufsständen entlang, einen Korb in der Hand, begutachtete gepökelten Fisch und scherzte mit den Händlern.

»Du bist Michel aus Fleury, nicht wahr?«

Erschrocken fuhr er herum und verschluckte sich dabei fast an seinem Brot. Vor ihm stand ein blasser Junge, so alt wie er, vielleicht ein wenig älter. Er war einen halben Kopf größer als Michel und trug Beinlinge und ein helles Wams, beides aus feinem Tuch. Sein schwarzes Haar war sauber geschnitten und gescheitelt.

Michel nickte.

»Ich bin Gaspard«, sagte der Junge. »Mein Vater hat gesagt, ich soll euch im Haus herumführen und euch alles zeigen, wenn ihr wach seid. Wo sind dein Bruder und deine Schwester?«

»Sie schlafen noch.«

»Dann führe ich eben nur dich herum. Komm mit.«

Erst jetzt dämmerte es Michel, dass er mit Herrn Carons Sohn sprach. Neugierig folgte er dem schwarzhaarigen Jungen die Treppe hinauf.

»Hier oben wohnen meine Eltern, meine Schwester Isabelle und ich«, erklärte Gaspard im zweiten Obergeschoss. »In der Kammer da hinten arbeitet mein Vater. Außer ihm darf niemand hinein, denn er bewahrt darin unser Geld und die Geschäftsbücher auf. Nur mich nimmt er manchmal mit, damit ich lerne, wie ein Kaufmann Geschäfte macht«, fügte Gaspard nicht ohne Stolz hinzu.

Michel hatte nicht die leiseste Ahnung, was ein Geschäftsbuch sein könnte. Das einzige Buch, das er je gesehen hatte, war die Bibel von Vater Bruyant, der zweimal in der Woche und jeden Sonntag nach Fleury kam, um die heilige Messe zu lesen.

»Da geht es zur Stube.« Gaspard öffnete eine Tür, hinter der sich ein behaglicher Raum mit Kamin, einem fein gearbeiteten Tisch und Truhen aus dunklem Holz befand.

Auf dem Boden kauerte ein blondes, etwa vierjähriges Mädchen und wühlte in einer Kiste. Neben ihm saß die sandfarbene Katze.

Gaspards Miene verfinsterte sich. »Was machst du da? Ich

habe dir schon hundert Mal gesagt, dass du meine Sachen in Ruhe lassen sollst! Wieso bist du nicht unten bei Mutter?»

Das Mädchen, offenkundig seine Schwester, warf ihm einen mürrischen Blick zu und wühlte dann weiter in seinen Sachen, gänzlich unbeeindruckt von seinem Ärger. Gaspard stürmte in die Stube und zerrte sie unsanft von der Kiste weg.

»Du blöder Kerl!«, zeterte Isabelle. »Lass mich!«

Obwohl Gaspard viel größer und stärker war, wehrte sie sich nach Kräften und boxte ihm in den Bauch. Dann rannte sie durch die Tür, streckte ihm die Zunge heraus und lief die Treppe hinunter, gefolgt von der Katze.

Mit wütend zusammengepressten Lippen nahm Gaspard eine Holzfigur aus der Kiste und untersuchte sie gründlich von allen Seiten. Es war ein bemalter Ritter mit Lanze und Schild. Michel setzte sich neben Gaspard und warf einen Blick in die Kiste. Sie enthielt weitere Spielsachen, die herrlichsten, die er je gesehen hatte. Holzpferde, manche gar mit Reiter, eine kleine Armee geschnitzter Krieger, bunte Murmeln, Kreisel, ein Spielbrett mit Steinen.

Michel streckte zögernd die Hand aus. »Darf ich?«

Gaspard musterte ihn, schien zu dem Schluss zu kommen, dass er vertrauenswürdig sei, und nickte. Michel griff nach einem Krieger, der anders aussah als die übrigen. Anstelle eines Schwertes schwang er einen Säbel, und auf seinem Kopf saß kein Helm, sondern eine Art Mütze aus gewickelten Tüchern.

»Das ist ein Sarazene«, erklärte Gaspard. »Sie sind Heiden und kämpfen im Heiligen Land gegen die Kreuzritter. Hier ist noch einer.«

Die Holzfiguren waren ganz offensichtlich sein liebstes Spielzeug, und er begann, sie in Reih und Glied auf dem Boden aufzustellen. Alle Ritter, Krieger und Sarazenen hatten Namen, und zu jedem gab es eine Geschichte. Michel fühlte sich tief geehrt, dass Gaspard ihm seine Sachen zeigte, die noch nicht einmal seine Schwester anfassen durfte.

»Stimmt es, dass ihr vor Guiscard de Thessy geflohen seid?«, fragte der schwarzhaarige Junge.

»Ja.«

»Hat er euch wirklich mit seinen Soldaten durch den Wald gejagt?«

Michel erzählte ihm von ihrer Flucht aus Fleury. Er mochte Gaspard und wollte ihn beeindrucken, und so konnte er der Versuchung nicht widerstehen, die Wahrheit ein wenig auszuschnürceln. Er erfand Bluthunde, die sie gehetzt hatten, und ein dramatisches Handgemenge zwischen seinem Vater und einem Kriegsknecht. Die Geschichte verfehlte ihre Wirkung nicht: Gaspard lauschte ihm gebannt.

»Komm mit, ich zeige dir etwas«, sagte der schwarzhaarige Junge schließlich.

Sie räumten die Figuren in die Kiste und stiegen die Treppe hinauf, die vom Flur aus weiter nach oben führte. Gaspard öffnete eine Tür, und sie betraten den Dachstuhl.

»Hier lagert Vater Waren, wenn der Keller voll ist. Eigentlich darf ich nicht hineingehen«, fügte Gaspard mit einem Blitzen in den Augen hinzu.

Es war ein unheimlicher Ort, fand Michel, dunkel, staubig und kalt. Stapel aus Kisten schufen ein verwinkeltes Labyrinth, und an den Dachbalken spannten schwarze Hausspinnen ihre Netze. In einer Ecke verschob Gaspard eine Kiste, und ein Loch in der Bretterwand kam zum Vorschein. Dahinter befand sich ein enger Hohlraum. Eine Decke lag darin, Kerzenstummel, ein Handbesen, weitere Holzfiguren.

»Mein Geheimversteck«, erklärte Gaspard verschwörerisch. »Du musst bei der Seele deiner Mutter schwören, niemandem davon zu erzählen.«

»Ich schwöre es bei der Seele meiner Mutter«, sagte Michel mit feierlich erhobener Hand.

Gaspard schob die Kiste wieder vor das Loch. »Kannst du gut Schneebälle werfen?«

»Natürlich.« Tatsächlich rühmte sich Michel, der beste Schneeballwerfer von Fleury zu sein.

Gaspard führte ihn zu einer offenen Dachluke, aus der eine Hebevorrichtung mit Seilwinde ragte. Unter ihnen erstreckte sich der Domplatz mit dem wimmelnden Markt. Gaspard nahm etwas von dem Schnee, der neben dem Dachkran auf dem Boden lag, und formte einen Ball.

»Jetzt pass auf!« Zielsicher warf er seinen Schneeball und traf einen Mönch, der vor Schreck seinen Weinbecher fallen ließ. Die Fäuste schüttelnd, schaute sich der Geistliche nach allen Seiten um und rief dabei Flüche, die seinem Stand ganz und gar nicht angemessen waren.

Michel und Gaspard duckten sich hinter dem Hebekran und kicherten. Michel konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen. Das Gesicht, das der Mönch gemacht hatte!

»Jetzt du«, sagte Gaspard.

Michel machte einen formvollendeten Schneeball und hielt nach einem würdigen Ziel Ausschau. Sein Geschoss traf einen jungen, geckenhaften Kaufmann und riss ihm die Mütze vom Kopf.

»Fantastisch!«, rief Gaspard, als die Schimpftiraden des Mannes zur Dachluke heraufhallten.

Schneeball um Schneeball sauste hinunter zum Markt, während sie versuchten, einander zu übertreffen. Stets verbargen sie sich rechtzeitig hinter dem Kran, sodass ihre Opfer sie nicht entdeckten. Nach einer halben Stunde führte Michel mit sieben zu sechs Treffern.

»Der gehört mir«, erklärte Gaspard grimmig, als ein Marktaufseher auftauchte und den Platz mit finsterner Miene nach den Übeltätern absuchte.

In diesem Moment rief jemand von der Treppe: »Gaspard, du Satansbraten! Ich werde dir helfen, die Leute mit Schnee zu bewerfen! Wenn dein Vater eine Strafe zahlen muss, verohle ich dir den Hintern, das schwöre ich dir!«

»Das ist Olive!«, keuchte Gaspard. »Schnell, ins Geheimversteck!«

Sie huschten durch den Dachstuhl, schoben die Kiste weg, krochen in den Hohlraum und zogen die hölzerne Kiste von innen vor das Loch. Es war Rettung im letzten Augenblick, denn gleichzeitig flog die Tür auf, und stampfende Schritte kamen näher.

»Wie oft soll ich dir noch sagen, dass du hier oben nichts zu suchen hast! Na warte, wenn ich dich erwische, ziehe ich dir beide Ohren lang.«

Mit angehaltenem Atem saß Michel neben Gaspard in der winzigen, halbdunklen Kammer, während die Köchin den Dachboden absuchte.

»Komm raus! Ich weiß, dass du dich hier irgendwo verkrochen hast.«

Einmal kam Olive ihrem Versteck so nahe, dass Michel sicher war, sie würde sie finden. Dann aber machte sie auf dem Absatz kehrt, entfernte sich schimpfend und kündigte an, sie werde dafür sorgen, dass Gaspard die Zuchtgerste zu spüren bekäme.

»Das sagt sie jedes Mal, aber sie ist so dumm, dass sie es immer vergisst, bis sie meinen Vater sieht«, murmelte Gaspard, nachdem die Tür in Schloss gefallen war. Er begann, seine Schätze zu durchwühlen. »Das habe ich letzte Woche aus der Vorratskammer gestohlen, und sie hat es immer noch nicht gemerkt.«

Es war ein Krug mit in Honig eingelegten Pflaumen.

Sie stopften sich die honigsüßen Früchte in den Mund, bis Michel glaubte, er werde platzen.

Er war noch keinen Tag hier und hatte schon einen Freund gefunden.

Varennes-Saint-Jacques war der schönste Ort der Welt.

ERSTES BUCH



Civitas

Mai 1187  
bis August 1188

## Mai 1187



### MAILAND

**M**ailand erwachte aus unruhigem Schlaf.

Im Westen der Po-Ebene war der Himmel noch dunkel, doch im Osten glühte er bereits violett und orange. Die Nacht zog sich langsam aus den Straßen der gewaltigen Stadt zurück wie eine geschlagene Streitmacht, während das erste Licht des Tages über die Dächer kroch und in Gassen und Klösterhöfe hinabtröpfelte. Schwarz erhoben sich die Zinnen der Wehrmauer vor dem flammenden Streif am Horizont, schwarz auch die Glockentürme des Doms. Zwei Tagelöhner torkelten über den menschenleeren Platz vor dem Gotteshaus, schwerfällig und betrunken. Einer hob seinen Kittel und urinierte gegen die Ziegelsteinfassade des Palazzo del Podestà; der andere stimmte ein schweinisches Lied an und weckte einen Hund auf, der wütend zu bellen begann.

Ein Hahn krächte im Hinterhof einer Herberge bei der Porta Romana, ein zweiter in der Gasse der Waffenschmiede, ein dritter in den Gärten bei der Ostmauer. Straßenräuber entrissen ihrem sterbenden Opfer die Geldkatze, wischten ihre Dolche ab und flohen vor der Morgendämmerung in ihren Schlupfwinkel. Bettler und Krüppel regten sich auf den Stufen der Kirchen und durchsuchten ihre Lumpen nach Brotresten. Kupplerinnen und Dirnen in den Arkaden zählten den Lohn der Nacht.

Hunderttausend Seelen seufzten, während allmählich die Wirklichkeit in ihre Träume drang.

Als die Sonne aufging, riefen die Klosterglocken zur Prim,

dem ersten Gebet des Tages. Mönche verließen schläfrig ihre Zellen und schlurften durch die Kreuzgänge. Die Nachtwächter der verschiedenen Viertel beendeten ihre Runden, löschten ihre Laternen und stapften müde zu ihren ärmlichen Quartieren. Kerzen und Kienspäne flammten in den Fenstern auf; Dienstboten in den Palazzi der Reichen und Mächtigen bereiteten ihren Herren das Morgenbrot und legten frisch ausgebürstete Gewänder bereit. Ein Geldwechsler küsste ein letztes Mal seine blutjunge Magd und raunte ihr Versprechen zu, die er niemals einlösen würde. Leise stahl er sich davon und schlüpfte ins eheliche Schlafgemach, bevor sein Weib zu sich kam.

Michel erwachte, als der letzte Glockenschlag verklang. Er hatte wieder geträumt, irgendetwas von seinem Vater, der im fernen Oberlothringen mit dem Salzschiß auf der Mosel fuhr. An mehr konnte er sich nicht erinnern.

Er setzte sich auf, rieb sich das Gesicht. Seit einigen Wochen träumte er ständig von der Heimat, von Jean, von seiner Schwester Vivienne, die vor zwei Monaten geheiratet hatte, vom Geschäft der Familie. Stets waren es verwirrende Träume, die alltägliche Ereignisse mit Bildern aus der Vergangenheit mischten, und immer hinterließen sie in ihm ein Gefühl der Schwere. Woher kamen sie? Er konnte es sich nicht erklären. Natürlich vermisste er seine Familie, aber lange nicht so sehr wie vor drei Jahren, als er neu in Mailand gewesen war, und damals hatte er auch nicht von ihr geträumt.

*Das muss das schlechte Gewissen sein. Ich sollte ihnen häufiger schreiben.*

Er nahm sich vor, gleich heute Abend nach der Arbeit einen Brief an seine Familie aufzusetzen und ihn morgen früh einem berittenen Boten der Tuchhändlergilde mitzugeben. Mit etwas Glück würde er schon in zwei, drei Wochen in Varennes sein.

Er verscheuchte die Erinnerungen an den Traum und trat nackt ans Fenster seiner Kammer. Die Gasse vor dem Palazzo

Agosti war noch nahezu menschenleer; lediglich zwei Stadtwachen mit geschulterten Speißen schlenderten über das Pflaster und verjagten einen Betteljungen, der unter den Arkaden herumlungerte. Spätestens in einer Stunde würde es in der schmalen Straße nur so wimmeln von fliegenden Händlern, Eilboten, Knechten und Mägden, die im Auftrag ihrer Herren Besorgungen machten.

Es versprach ein warmer, sonniger Maimorgen zu werden. Michel war nicht müde, obwohl er höchstens vier oder fünf Stunden geschlafen hatte. Wieder einmal hatte er bis weit nach Mitternacht gearbeitet und die Geschäftsbücher seines Lohnherrn auf den neuesten Stand gebracht – Messere Agostis Augenlicht ließ nicht mehr zu, dass er sich selbst um die Aufzeichnungen kümmerte. Michel beklagte sich nicht. Die zusätzliche Verantwortung gefiel ihm, und er brauchte nicht viel Schlaf.

Nachdem er sich gewaschen und sein bestes Gewand angezogen hatte, stieg er die Treppe hinab und betrat Messere Agostis Gemächer. Sein Lohnherr war bereits wach und saß am Tisch, der reich gedeckt war mit ofenwarmem Brot, Hartkäse, prallen Würsten und frischem, saftigem Obst.

»Herein mit dir, mein Junge, immer herein! Setz dich und lang tüchtig zu.«

Hätte er Salvestro Agosti nicht gekannt, wäre ihm nie eingefallen, dass einer der angesehensten und reichsten Kaufleute Mailands vor ihm saß. Der Messere sah eher wie ein kauziger Einsiedler aus, mit seinem wirren grauen Haar, dem zotteligen Bart und dem hageren Gesicht. Klein war er, dürr und knochig, seine Finger waren zu kurz und seine Ohren zu groß, und immerzu rieb er sich die Hände. Dank seiner unauffälligen Erscheinung, die durch das schlichte Gewand und die einfachen Lederschuhe noch unterstrichen wurde, vergaß man leicht, dass dieser gnomenhafte Mann über viele tausend Silberpfund Vermögen, mehrere Häuser und drei Handelsniederlassungen in Norditalien verfügte.

Wie jeden Morgen vibrierte er schier vor Tatendrang. »Heute ist ein wichtiger Tag, mein Junge, ein überaus bedeutender Tag«, sagte er, während sie aßen. »In zwei Stunden erwartet mich der Podestà. Fulvio und die Knechte laden gerade zwei Ballen *panno pratese* auf den Wagen. Ich habe es gerade noch einmal angesehen. Es ist wahrhaftig von erlesener Qualität – wenn unser geliebter Herr Podestà auch nur einen Funken Sinn für Schönheit hat, wird er nicht widerstehen können. Weißt du was, Michel? Ich habe so eine Ahnung, dass er uns sogar die gesamte Lieferung abnimmt. Bete, dass mich mein Gespür nicht täuscht. Es brächte uns auf einen Schlag achtzig Lira ein.«

*Panno pratese* war feines Tuch aus der aufstrebenden Stadt Prato. In ganz Norditalien leckten sich Gewandschneider und Hutmacher die Finger danach. Messere Agosti arbeitete seit Wochen daran, dem Podestà von Mailand, dem Oberhaupt der Stadtregierung, eine größere Menge zu verkaufen. Michel zweifelte nicht daran, dass es ihm gelingen würde. Der Messere mochte nicht mehr der Jüngste sein, aber sein *senno*, sein kaufmännischer Verstand, war noch so scharf wie vor zwanzig Jahren.

»Wünscht Ihr, dass ich Euch begleite?«, fragte Michel. Nach nunmehr drei Jahren in Mailand sprach er das Lombardische fließend, wenngleich er seinen lothringischen Akzent wohl nie verlieren würde.

»Nein, du triffst dich später mit Spini.«

»Ich dachte, das Treffen sei erst übermorgen?«

»Gestern Abend kam ein Bote. Spini kann übermorgen nicht – offenbar muss er dringend nach Venedig. Er erwartet dich heute Morgen auf dem Grundstück. Denk daran, was wir besprochen haben. Hundert Lira ist das Maximum, achtzig das Ziel. Allerdings würde es mich überraschen, wenn Spini weniger als hundertzwanzig verlangte. Du musst ihn herunterhandeln, also lass ihn auf keinen Fall spüren, wie gern ich das Grundstück haben möchte. Er ist ein unangenehmer Bursche und ein verbissener Sturkopf dazu, aber du schaffst das schon.«

Messere Agostis Reichtum gründete auf dem Fernhandel mit Gewürzen und Tuch. Da er allmählich zu alt wurde für das mühsame und gefährliche Leben eines fahrenden Kaufmannes, investierte er sein Vermögen zunehmend in Grundbesitz. Das Anwesen, von dem er sprach, wollte er abreißen lassen, um an seiner Stelle Mietquartiere für Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner zu errichten. Der Pachtzins für neue Unterkünfte innerhalb der Stadtmauern würde ihm gut und gerne zwanzig Lira im Jahr einbringen.

»Wenn du wieder da bist, nimm dir die Bücher vor«, fuhr der Messere fort. »Die Aufzeichnungen der vergangenen Wochen müssen endlich geordnet werden – sie sind ein einziges Durcheinander. Ich weiß, es ist eine grässliche Arbeit, aber du bist der Einzige, den ich guten Gewissens damit betrauen kann. Wenn ich Fulvio an die Bücher heranlasse, kann ich sie genauso gut ins Feuer werfen.«

»Keine Sorge«, erwiderte Michel. »Ich habe sie schon gestern Abend in Ordnung gebracht.«

»Gestern Abend? Aber du warst doch bis Sonnenuntergang auf dem Markt. Schläfst du auch einmal?«

»So wenig wie möglich.« Michel lächelte. »Schlaf ist etwas für Säuglinge und Kranke.«

Sie verzehrten in Ruhe ihr Morgenbrot und unterhielten sich über künftige Geschäfte und die politische Lage in der Stadt. Seit Michel *fattore* war, Messere Agostis Bevollmächtigter und seine rechte Hand, frühstückten sie jeden Morgen zusammen. Die Gespräche, die sie dabei führten, genoss er sehr, nicht nur wegen Agostis Klugheit und Witz. Der Messere war ihm in den vergangenen drei Jahren ein väterlicher Freund geworden und ließ ihn stets an seiner Erfahrung teilhaben. Was Michel auf diese Weise über die Arbeit eines Kaufmanns lernte, ließ sich nicht mit Gold aufwiegen. Aber genau das hatte sein Vater schließlich beabsichtigt, als er ihn nach Mailand schickte.

Michels Vater war schon lange nicht mehr Knecht bei Herrn

Caron. Nach ihrer abenteuerlichen Flucht aus Fleury hatte er sich mit Fleiß und Klugheit zum Handelsgehilfen hochgearbeitet, lesen und schreiben gelernt und schließlich ein eigenes Geschäft gegründet, das er seitdem erfolgreich betrieb. Michel begleitete ihn auf seinen Handelsreisen, seit er zwölf war, denn sein Vater wollte, dass er sich schon früh kaufmännische Kenntnisse aneignete, damit er eines Tages in seine Fußstapfen treten und das Familiengeschäft übernehmen konnte.

Bei einer Reise zur Messe in Troyes im Jahre des Herrn 1184 hatten sie Messere Agosti kennengelernt. Wie sein Vater und der steinreiche lombardische Fernhändler Freunde geworden waren, obwohl sie verschiedener nicht hätten sein können, wusste sich Michel nicht recht zu erklären. Offenbar hatte jeder der beiden Männer im anderen eine verwandte Seele erkannt, und während der Messe saßen sie jeden Abend beisammen, tranken, lachten und erzählten Geschichten. Als der Abschied nahe, kamen sie überein, dass Michel mit Agosti für vier Jahre nach Mailand gehen solle, um dort seine Ausbildung zum Kaufmann abzuschließen und zu verfeinern.

Damals war Michel alles andere als glücklich über diese Entscheidung gewesen, hatte es ihm doch zutiefst widerstrebt, Varennes zu verlassen, das ihm zur geliebten Heimat geworden war. Aber schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Mailand war ihm klar geworden, dass sein Vater richtig gehandelt hatte. Die lombardischen Kaufleute galten zu Recht als die besten der Welt; sie besaßen präzise Kenntnisse über sämtliche Märkte der Christenheit, hatten Zugang zu den kostbarsten Waren und verkehrten mit Fürsten und Kirchenherren. Mailand war der ideale Ort für einen angehenden Kaufmann, seinen *senno* zu schärfen und Erfahrung zu sammeln. Unter Messere Agostis Anleitung studierte Michel die fortschrittlichen Methoden der Lombarden, lernte die wichtigsten Handelsplätze Italiens kennen und schulte sein Gespür für die Risiken eines Handels. Bei alledem erwies er sich als begabter Schüler; oben-

drein bekam er für seine Arbeit in Agostis Geschäft einen großzügigen Lohn, sodass er Woche für Woche etwas Geld zurücklegen konnte. In einem Jahr, wenn er heimkehrte, würde sein Ersparnes dem Geschäft seiner Familie zugutekommen. Nein, er hatte es wahrlich nicht bereut, dass ihn sein Vater nach Mailand geschickt hatte. An keinem einzigen Tag in den vergangenen drei Jahren.

»So, genug geplaudert«, sagte der Messere und strich Brotkrümel von seinem Gewand. »Ich sollte allmählich aufbrechen – der Podestà schätzt es nicht, wenn man ihn warten lässt. Bitte den heiligen Nikolaus, dass er mir gewogen ist. Und vergiss Spini nicht.«

»Ich reite gleich los«, sagte Michel.

»Ausgezeichnet. Und denk daran ...«

»Hundert Lira ist das Maximum, achtzig das Ziel.« Michel unterdrückte ein Lächeln. »Ich werde es beherzigen, Messere. Sorgt Euch nicht.«

Wenig später saß er im Sattel von Maronne, seiner kastanienbraunen Stute, und ritt durch die Straßen, auf dem Kopf eine elegante Mütze. Die Stadt war inzwischen zum Leben erwacht. Schuster, Tischler und Gürtelmacher öffneten ihre Werkstätten und riefen einander fröhliche Grüße zu. Händler und Kleinrämer bauten vor ihren Läden Tische mit den verschiedensten Waren auf. An den öffentlichen Brunnen und Backhäusern versammelten sich die Frauen und plauderten, während sie ihre Krüge füllten oder den Brotteig in den Ofen schoben.

Michel hatte sich längst an den Lärm, den Gestank und das Gewühl in den Gassen gewöhnt; anfangs jedoch hatte ihn Mailand schier überwältigt. Wie damals bei seiner Ankunft in Varennes, als er noch ein kleiner Junge gewesen war, hatte er nicht glauben können, was sich seinen Augen darbot: Hunderttausend Menschen lebten innerhalb der Stadtmauern, und viermal so viele im *contado*, im Umland Mailands. Es gab zweihundert Kirchen, deren Glocken stets zur gleichen Zeit schlugen, und

mächtige Befestigungsanlagen mit Wehrtürmen und Wassergräben. Und dann der allgegenwärtige Reichtum: Kaufleute und städtische Amtsträger residierten in prunkvollen Palästen, die im Norden des Heiligen Römischen Reiches Erzbischöfen und Fürsten vorbehalten gewesen wären. Patrizier und ihre Gemahlinnen trugen Kleider aus bestem flämischem Tuch und englischer Wolle und schmückten sich mit Armreifen und Ringen aus afrikanischem Gold. Mehrere Kaufmannsgilden wachten über die Handelsströme, die aus allen Ländern der Christenheit kamen und tagtäglich Geld, Wissen und Waren in die Stadt spülten. Auch die einfachen Bürger profitierten vom Wohlstand ihrer Stadt. Fast alle Straßen waren gepflastert; Brunnen, Backöfen und Mühlen wurden ständig gereinigt und erneuert; Steinhäuser gab es zu erschwinglichen Preisen. Kaum jemand musste Hunger leiden, denn städtische Verordnungen stellten sicher, dass es niemals an preiswertem Getreide, Fleisch und Fisch mangelte.

All das war überaus erstaunlich, doch mehr noch als Größe und Pracht bewunderte Michel inzwischen die Fortschrittlichkeit der Lombardenmetropole. Kein Bischof oder Edelmann beherrschte Mailand, sondern ein Kollegium aus gewählten Bürgern, das sämtliche Geschicke der Stadt lenkte. So verfügte das Volk selbst über sein Schicksal und musste sich weder der Kirche noch dem Adel beugen.

Michel betrachtete von oben die imposanten Palazzi und Amtsgebäude am Straßenrand. Er konnte es kaum erwarten, Jean und Gaspard von alledem zu erzählen, wenn er nach Hause kam. Wahrscheinlich würden sie ihm kein Wort glauben.

Vom Domplatz aus ritt er nach Nordosten. Die Gassen wurden schmaler, und die Leute warfen ihm neugierige oder argwöhnische Blicke zu. Obwohl man in Mailand an Fremde gewöhnt war, erregte er in diesem Viertel, wo hauptsächlich Einheimische wohnten, durchaus Aufsehen. Denn anders als viele Lombarden hatte er helle Haut, meergrüne Augen und blondes

Haar, ganz wie seine Mutter. Als Kind hatte man ihm stets prophezeit, er werde auch einmal so schlank und fragil werden wie sie, doch zu seiner Erleichterung war es anders gekommen: Von seinem Vater hatte er die breiten Schultern und den zähen Körperbau geerbt. Wenngleich kein Kraftprotz wie Jean, konnte er sich dennoch durchsetzen, wenn es darauf ankam. Seinem Vater verdankte er auch die kurzen, von zahllosen Wirbeln durchsetzten Locken, denen kein Kamm der Welt gewachsen war.

Vor einem Anwesen im Schatten der Wehrmauer zügelte er Maronne. Das Haus war heruntergekommen, und auf der rechten Seite schloss sich ein weitläufiger Garten an, umgeben von einer Mauer, von der der Putz bröckelte. *Das muss es sein*, dachte er und stieg aus dem Sattel.

Er führte sein Pferd zu einem Torbogen, aus dem Stimmen drangen. Vier Diener standen neben einer Sänfte und lachten über einen Witz, den einer erzählt hatte.

»Guten Morgen«, grüßte Michel die Männer. »Ich suche Messere Spini.«

»Kommt Ihr von Salvestro Agosti?«, erkundigte sich der älteste.

Michel nickte.

»Geht nach hinten zum Garten. Der Messere erwartet Euch bereits.«

Michel führte Maronne zur Mauer des Durchgangs, band die Zügel an einem Eisenring fest und bat die Diener, auf die Stute aufzupassen. Er hatte Maronne zu seinem fünfzehnten Namenstag von seinem Vater bekommen und auf ihr Reiten gelernt. Auf den Handelsreisen, die er in Messere Agostis Auftrag unternahm, war das Pferd oftmals sein einziger Gefährte, und es war ihm teuer.

Der Garten war so verwildert, dass man kaum von einem Ende zum anderen schauen konnte. Zwischen dem Hoftor, der Hintertür des Hauses und einem heruntergekommenen Pavillon verliefen gepflasterte Wege, von Unkraut bewachsen und

von wild wuchernden Rosenhecken gesäumt. Mannshohe Büsche und aufgeschossene Pinien stahlen den kleineren Pflanzen jegliches Licht.

Michel ging zu einer Gestalt, die auf der Terrasse stand und die rissige Rückwand des Hauses betrachtete, die Arme hinter dem Rücken verschränkt.

»Messere Spini?«

Der Mann wandte sich zu ihm um. Spini war etwas jünger als Michels Lohnherr, er zählte vielleicht fünfzig Sommer, und hatte schmale Schultern und einen kahlen, von Leberflecken übersäten Schädel. Michel fühlte sich an den alten Odo im fernen Fleury erinnert, nur dass Spinis Augen keineswegs fröhlich und warm, sondern kühl und berechnend waren. Das grüne Samtgewand und die feinen Wildlederschuhe wiesen ihn als Kaufmann von großem Wohlstand aus.

»Seid gegrüßt, Messere Spini. Mein Name ist Michel de Fleury. Messere Agosti schickt mich.« Michel trat auf die Terrasse und verneigte sich.

»Ich dachte, sein *fattore* kommt, um den Kauf in die Wege zu leiten – so, wie es Sitte ist«, sagte der Eigentümer des Anwesens distanziert.

»Ich bin sein *fattore*. Seit zwei Monaten.«

»Was wurde aus Vittorio?«

»Er ist im März nach Padua gegangen. Messere Agosti hat ihm die Leitung der dortigen Niederlassung übertragen.«

Spini bedachte ihn mit einem Blick, den Michel nur zu gut kannte: *Der Bursche ist viel zu jung für einen fattore*. Dabei war er zweiundzwanzig Jahre alt und in jeder Hinsicht für diese Aufgabe befähigt. Leider sah man ihm das nicht an. Da er zu seinem Verdruss keinen nennenswerten Bartwuchs hatte, wurde er oft für achtzehn oder neunzehn gehalten.

»Nun, Agosti wird wissen, was gut für sein Geschäft ist«, meinte Spini barsch und wies auf ein Tischchen, auf dem zwei Kelche mit Wein standen. »Bitte, bedient Euch.«

Schweigend nahmen sie den Willkommenstrunk ein. Michel war froh, dass er reichlich gefrühstückt hatte, denn der Wein erwies sich als recht kräftig. *Das wird ein harter Kampf*, dachte er, während Spini mit abweisender Miene an seinem Kelch nippte. Doch er würde dem Kaufmann beweisen, dass er ein würdiger Verhandlungspartner war. Er hatte sich über ihn kundig gemacht, wie er es vor jedem Geschäft zu tun pflegte. Spini handelte hauptsächlich mit Wachs und Alaun vom Schwarzen Meer. Es gab Gerüchte, er habe sich in den vergangenen Jahren übernommen und viel Geld verloren, zumal er mehr und mehr Konkurrenz von den Venezianern bekam.

»De Fleury«, wiederholte der Kaufmann. »Seid Ihr Franzose?«

»Lothringer. Ich komme aus Varennes-Saint-Jacques an der Mosel.«

Spini verzog das Gesicht. Offenbar gehörte er zu jenen Lombarden, für die jeder Mann, der aus dem Norden des Heiligen Römischen Reiches stammte, ein *tedesco* war, ein verhasster Deutscher, selbst wenn er aus Flandern, Böhmen oder Oberlothringen kam. In einer weltoffenen Stadt wie Mailand, die Fremde mit offenen Armen begrüßte, war diese Ansicht zwar selten, aber es gab sie, besonders unter den Älteren. Michel wurde allmählich klar, was Messere Agosti damit gemeint hatte, Spini sei schwierig und verbissen. *O ja, ein harter Kampf*.

»Gehen wir ein paar Schritte«, sagte Spini knapp. »Ihr wollt Euch gewiss das Grundstück ansehen.«

Michel folgte ihm die kurze Terrassentreppe zu einem der gepflasterten Wege hinab.

»Es ist etwa anderthalb Morgen groß«, erklärte der Kaufmann, während sie unter den Pinien entlangschlenderten. »Es kann vollständig bebaut oder in Gärten umgewandelt werden, ganz, wie Salvestro es wünscht. Der Rat wird ihm keine Schwierigkeiten machen.«

»Habt Ihr Dokumente, die das belegen?«

»Natürlich. Haltet Ihr mich für einen Anfänger?«

Michel ließ sich von Spinis ablehnender Haltung nicht einschüchtern. Dass manch einer ihn für seine Herkunft verachtete, beeindruckte ihn schon lange nicht mehr. Aufmerksam schaute er sich um. Es würde beträchtliche Kosten verursachen, die Bäume und Sträucher samt Wurzeln entfernen zu lassen. Ein guter Ansatz für die Verhandlungen.

»Wieso ist das Haus in einem solch schlechten Zustand?«, fragte er, während sie zum Gebäude zurückgingen.

»Ich habe mir vor zwei Jahren einen Palazzo an der Porta Romana gekauft. Danach hatte ich keine Verwendung mehr für das Haus und ließ es leerstehen. Eigentlich wollte ich es Anfang des Jahres instand setzen lassen, damit ich es meinem Sohn schenken kann, aber da er kurz entschlossen ins Heilige Land gezogen ist, hat sich das erübrigt.«

Da war ein Zögern in Spinis Stimme, ein Hauch von Unsicherheit, der Michel aufhorchen ließ. *Er lügt.* Vermutlich hatte er das Haus nicht erneuert, weil ihm das Geld ausgegangen war. Während sie wieder die Treppe zur Terrasse hinaufstiegen, sah Michel sich noch einmal unauffällig Spinis Kleidung an. Auf den ersten Blick wirkte sie fein und kostbar, doch wenn man genauer hinschaute, entdeckte man hier und da abgewetzte Stellen und andere Spuren von Verschleiß. Die Zeichen mehrten sich, dass die Gerüchte von seiner geschäftlichen Notlage der Wahrheit entsprachen.

»Sollen wir hineingehen?«, fragte der Kaufmann.

»Nicht nötig.« Es spielte keine Rolle, wie das Haus beschaffen war. Messere Agosti würde es ohnehin abreißen lassen. »Wir können gleich über den Preis sprechen. Was sind Eure Vorstellungen?«

Spini goss sich noch etwas Wein ein, ohne Michel welchen anzubieten. »Hundertvierzig Lira, zu zahlen auf einen Schlag. Ich halte nichts von monatlichen Raten und dergleichen.«

Diese Forderung war schlicht eine Unverschämtheit. Für eine

solche Summe bekam man in der Nähe des Doms ein neues mehrstöckiges Stadthaus mit Stallungen und eigenem Brunnen. Glaubte Spini, er könne ihn über den Tisch ziehen, weil er so jung war?

Michel lächelte dünn. »Gewiss ist das ein Scherz. Hundertvierzig Lira für diese Ruine? Ich bitte Euch! Messere Agosti ist bereit, höchstens die Hälfte zu zahlen. Und das wäre immer noch über alle Maßen großzügig, ja geradezu barmherzig, wenn man sich diese Wildnis anschaut.«

Spinis Miene verfinsterte sich, und er umklammerte seinen Kelch, als wolle er ihn zerdrücken. »Hat Agosti Euch nicht beigebracht, was ein ehrbares Geschäft ist? Oder hat er sich im Alter auf Diebstahl, Betrug und Raub verlegt?«

»Siebzig«, erklärte Michel ruhig. »Das ist sein Angebot.«

Spinis Antwort kam ein wenig zu schnell. »Hundertdreißig. Und ich werde darauf verzichten, Euch für diese Frechheit der Gilde zu melden.«

»Grundstückspreise kümmern die Gilde nicht, das wisst Ihr genau. Aber vielleicht sollte ich dem Bischof von Eurem Geschäftsgebaren erzählen. Korrigiert mich, wenn ich mich irre, aber werden Wucherer nicht nackt aus der Stadt gejagt?«

Spinis Blick war kalt und voller Zorn. Doch es lag auch ein neuer Ausdruck darin: Achtung. Er hatte gedacht, er könnte Michel mit einem Bissen verspeisen, und nun lieferte ihm dieser Jungspund ein hartes Gefecht.

»Nun gut. Ich bin bereit, Euch entgegenzukommen«, fuhr Michel fort. »Fünfundsiebzig. Wenngleich das bedeutet, Messere Agostis Vertrauen aufs Äußerste zu strapazieren.«

»Wenn das alles ist, was Agosti Euch an Vertrauen entgegenbringt, müsst Ihr wahrlich ein erbärmlicher *fattore* sein. Hundertzwanzig!«

Die Verhandlungen wurden erbittert geführt. Eine halbe Stunde lang flogen Angebote und Gegenangebote hin und her, zerschellten am eisernen Widerstand des Gegners oder rangen

diesem höchstens ein paar Fuß breit Boden ab. Beide feilschten sie nach allen Regeln der Kunst, verhöhnten ihren Kontrahenten, stellten ihm Fallen und drohten ihm mal subtil, mal gänzlich unverhohlen.

»Hundertfünf!«, sagte Spini schließlich und knallte seinen Kelch auf den Tisch. »Und das ist mein letztes Wort, so wahr ich hier stehe.«

»Völlig inakzeptabel«, erwiderte Michel. »Fünfundachtzig, und keinen Denaro mehr.«

Sie standen da und starrten sich schweigend an.

»Messere Spini?«, rief einer der Diener und kam den Pfad vom Hoftor herauf. »Eben ist ein Bote von der Gilde gekommen, mit einer Nachricht für Euch.«

»Entschuldigt mich«, knurrte der Kaufmann, schritt dem Diener entgegen und riss ihm den Brief aus der Hand. Hastig brach er das Siegel und überflog die Zeilen. Michel sah, dass er immer wütender wurde, und hätte zu gerne gewusst, was in der Nachricht stand. Er spitzte die Ohren und hörte, dass Spini »Verflucht seien alle Venezianer!« hervorpresste, bevor er den Brief in seinen Ärmel schob.

Michel beobachtete ihn, während er sichtlich blass zur Terrasse zurückkehrte. Hatten ihm seine Rivalen aus der Lagenstadt einen weiteren Schlag versetzt? Messere Agosti hatte erzählt, Spini wolle übermorgen nach Venedig reisen. Um mit seinen Konkurrenten zu verhandeln, vielleicht sogar Frieden zu schließen? Um seinen Ruin abzuwenden, indem er ihnen seine Zusammenarbeit anbot? Was auch immer der Grund für seine Reise gewesen war, seine erboste Reaktion auf den Brief deutete darauf hin, dass es erhebliche Schwierigkeiten gab.

Michel zweifelte nun nicht mehr daran, dass die Gerüchte von Spinis geschäftlichem Niedergang voll und ganz zuträfen. Verkaufte er deswegen das Grundstück? Weil er dringend frisches Silber brauchte? Wenn Michel mit seiner Einschätzung richtig lag, verschaffte ihm das einen entscheidenden Vorteil...

»Wo waren wir stehen geblieben?«, fragte Spini zerstreut.  
»Richtig, mein letztes Angebot. Hundertfünf Lira. Nehmt Ihr an?«

»Ihr kennt meine Vorstellungen. Ich rücke nicht davon ab.«

»Eure Vorstellungen sind lächerlich und töricht. Zum letzten Mal: hundertfünf. Billiger werdet Ihr ein Grundstück dieser Größe nirgendwo bekommen.«

Michel beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Sein kaufmännisches Gespür hatte ihn noch nie im Stich gelassen. »Wenn dies Euer letztes Wort ist, so kommen wir nicht überein. Mein Herr wird sich anderswo nach einem geeigneten Grundstück umsehen. Ich wünsche Euch noch einen angenehmen Tag, Messere Spini.«

Er verneigte sich knapp und ging.

Was er da tat, war überaus riskant. Wenn er Spinis Lage falsch einschätzte, oder wenn der Kaufmann darauf vertraute, rasch einen anderen Käufer zu finden, ging er leer aus und musste Messere Agosti erklären, dass er versagt hatte. Mit angehaltenem Atem schritt er zur Terrassentreppe.

Kaum hatte er seinen Fuß auf die oberste Stufe gesetzt, stieß Spini hervor: »Herr im Himmel, also gut! Fünfundneunzig.«

Michel fuhr herum. »Neunzig!«

Spini biss die Zähne zusammen, und für einen Moment glaubte Michel, der Mann werde sich auf ihn stürzen und ihn würgen. »Ihr seid ein Halsabschneider und Aasgeier«, schnaubte er. »Und ein Erpresser dazu. Ich hoffe, Ihr schmort eines Tages in der Hölle.«

»Also seid Ihr einverstanden?«

»Ja, verdammt noch mal!«

Bevor Spini es sich anders überlegen konnte, hatte Michel einen Vertrag sowie Feder und Tinte hervorgeholt. Rasch tauchte er den Kiel in das Fläschchen, trug den Kaufpreis ein und reichte Spini das Pergament zur Unterschrift.

»Habt Dank«, sagte er, als ihm der Kaufmann den Vertrag

zurückgab. »Es war mir ein Vergnügen, mit Euch Geschäfte zu machen, Messere.«

»Schert Euch zum Teufel«, schnarrte Spini.

Kurz darauf ritt Michel durch die Gassen, den Vertrag sorgfältig in seiner Tasche verstaut, auf den Lippen ein dünnes Lächeln. Er konnte nicht gerade behaupten, dass er vor Mitleid mit Spini verging. Gewiss, er hatte den Kaufmann hart angefasst. Aber erstens hatte Spini damit angefangen und ihn wie einen dummen Jungen behandelt; und zweitens waren neunzig Lira immer noch ein stolzer Preis für ein heruntergekommenes Grundstück. Spini konnte ihn verlangen, weil Wohnraum in Mailand stetig knapper wurde. Vermutlich hatte er vor dreißig Jahren nicht einmal die Hälfte dafür bezahlt. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht, auch wenn es ihm nicht so vorkam. Alles in allem war Michel sehr zufrieden mit sich.

Sein Lohnherr hingegen schien an diesem Morgen nicht so viel Glück gehabt zu haben. Als Michel zum Palazzo Agosti kam, hörte er den Messere schon von draußen jammern.

»Ich bin ruiniert! Das ist mein Ende! Mein *Ende!*«

Michel überließ Maronne einem Stallknecht und eilte die Treppen hinauf. Vor Messere Agostis Gemächern hatten sich sämtliche Diener versammelt und machten betretene Gesichter.

»Was ist denn geschehen?«, wandte er sich an Fulvio, Agostis Handelsgehilfen.

»Ein schwerer geschäftlicher Rückschlag«, raunte der gedrungene Lombarde mit Grabesstimme. »Und das in seinem Alter. Ich fürchte, das überlebt er nicht.«

Zwei Mägde bekreuzigten sich.

Michel wollte die Tür öffnen, doch sie war verriegelt.

»Er will niemanden sehen«, informierte ihn Fulvio. »Sein Schmerz ist zu groß.«

»Messere Agosti, ich bin es«, rief Michel. »Lasst mich herein. Ich bitte Euch!«

Schleppende Schritte erklangen, und der Riegel wurde zurückgeschoben. Michel wartete einen Moment, bevor er eintrat.

Der Messere kniete unter dem silbernen Kreuzifix an der Wand. Seine schmalen Schultern bebten.

»An diesen schwarzen Tag werden wir uns noch lange erinnern, mein Junge«, murmelte er mit schwacher Stimme. »Heute hat mein Niedergang begonnen. Salvestro Agostis Stern ist nach fünfunddreißig Jahren erloschen. Einfach erloschen wie eine Kerze im Wind.«

Michel war ernstlich besorgt. So hatte er den Messere noch nie reden hören. Was hatte ihm der Podestà nur angetan? Denkbar war vieles, denn mit derart mächtigen Männern Geschäfte zu machen bot mannigfaltige Risiken. Womöglich hatte er das *panno pratese* beschlagnahmt, um Agosti heimzuzahlen, dass dieser ihm einst bei seiner Wahl die Stimme verweigert hatte. Der finanzielle Verlust wäre beträchtlich. »Erzählt mir, was vorgefallen ist«, bat Michel behutsam.

»Dieser Geizkragen will mich vernichten. Zerschmettern will er mich.«

»Was hat er getan?«

»Gerade einmal zehn lumpige Tuchballen hat er mir abgekauft«, jammerte der Messere. »Zehn! Kannst du dir das vorstellen? Was für eine Katastrophe!«

»Er ... hat Euch etwas abgekauft?«, wiederholte Michel verwirrt. »Ich fürchte, ich verstehe nicht ... Fulvio hat von einem Rückschlag gesprochen.«

»Aber das *ist* ein Rückschlag! Und was für einer! Früher hätte ich nur ein Wort sagen müssen, und er hätte ohne zu zögern alle dreißig gekauft. Ich habe mein Feuer verloren. Meine Überzeugungskraft. Ich werde alt, Michel. Alt und verbraucht. Ich sollte mich aus dem Geschäftsleben zurückziehen, damit niemand Zeuge meines Verfalls wird. Mailand soll mich in strahlender Erinnerung behalten.«

Michel wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Mit dem

Verkauf von zehn Ballen *panno pratese* hatte Agosti gewiss zwanzig, wenn nicht dreißig Lira verdient, und Michel war versucht, ihn darauf hinzuweisen, dass dies mehr war, als so mancher lothringische Kaufmann im Jahr einnahm. Aber irgendetwas sagte ihm, dass er damit alles nur noch schlimmer gemacht hätte. »Ihr habt Euer Feuer keineswegs eingebüßt, Messere«, versicherte er ihm. »Ihr seid immer noch genauso klug und überzeugend wie damals in Troyes, als ich Euch das erste Mal sah. Gewiss lag es daran, dass der Podestà keinen Sinn für Schönheit hat. Kein Wunder, immerhin ist er ein Politiker und Kriegsherr. Vermutlich könnte er *panno pratese* nicht einmal von einem schmutzigen Bettlaken unterscheiden. Ich bin sicher, Ihr findet schon morgen einen Käufer für das restliche Tuch, der die Qualität Eurer Ware zu würdigen weiß.«

»Glaubst du wirklich?«, fragte Messere Agosti.

»Natürlich. Nichts leichter als das für einen Kaufmann von Eurem Format, nicht wahr?«

»Vielleicht hast du recht.« Agosti senkte wieder das Haupt. »Trotzdem schmerzt mich diese Niederlage. Dabei war ich mir so sicher, dass er mir alles abkaufen würde. Ich glaube, das Alter trübt meinen *senno*.«

Damit der Messere nicht wieder damit anfing, über seinen drohenden Abstieg zu lamentieren, holte Michel den Vertrag hervor. »Ich habe etwas, das Eure Stimmung aufhellen wird. Seht.«

Mit gerunzelter Stirn studierte Agosti die Zeilen. »Neunzig Lira! Du hast es geschafft. Der heilige Ambrosius segne dich, mein Junge. Er segne dich tausendfach! Komm her, komm an meine Brust.«

Endlich stand er auf und umarmte Michel. Als der Kaufmann von ihm abließ, war die Verzweiflung restlos von ihm gewichen. Agosti strahlte über das ganze Gesicht und schien vergessen zu haben, dass er eben noch von Untergang und Ende gesprochen hatte.

»Darauf trinken wir! Na los, erzähl mir, wie du Spini bezwun-

gen hast. Dieses Scheusal hat es dir gewiss nicht leicht gemacht, was?»

Er füllte zwei Kelche mit Wein vom Vorjahr, gewachsen und gekeltert im Süden Latiums, rot wie geschmolzener Rubin und gewürzt mit Honig und Kräutern. Süß und köstlich rann er Michels Kehle hinab, und er begann, von seinen Verhandlungen mit Spini zu berichten. Der Messere lauschte gespannt, lobte überschwänglich die Winkelzüge, die er für besonders gelungen hielt, und lachte herzlich über Spinis Zorn. Obwohl Michel froh war, dass der Messere seinen Trübsinn überwunden hatte, so betrachtete er doch den jähen Stimmungswechsel mit Sorge. Derart launenhaft war sein Lohnherr früher nicht gewesen. Zwar hatte Michel nicht gelogen, als er gesagt hatte, er halte ihn nach wie vor für einen hervorragenden Kaufmann – es war jedoch nicht zu übersehen, dass Agostis Nervenstärke nachließ. Es war wohl wirklich das Beste, er zog sich allmählich aus dem allzu aufregenden Fernhandel zurück und widmete sich ganz seinem Grundbesitz.

»Großartig. Einfach großartig«, sagte der Messere, als Michel fertig war. »Aus dir wird einmal ein hervorragender Kaufmann werden, mein Junge, da bin ich ganz sicher. Die Welt wird noch Großes von dir hören. Ich kümmere mich gleich darum, dass Spini sein Geld bekommt, damit wir schon morgen mit dem Abriss anfangen können.«

Er griff in den Kragen seines Gewandes, zog den Schlüssel hervor, der Tag und Nacht an einer Lederschnur an seinem Hals hing, und wollte in den Nebenraum gehen, wo zwei schwere Eichentruhen mit einem Teil seines Geldes standen. Als er an seinem Schreibtisch vorbeischlurfte, stutzte er und nahm ein gefaltetes Stück Pergament in die Hand.

»Dieser Podestà! Verflucht sei er! Richtet nichts als Durcheinander an«, schimpfte er. »Seinetwegen hätte ich fast vergessen, dir deinen Brief zu geben.«

Michel stand auf. »Ein Brief? Von wem?»

»Von deinem Bruder Jean. Ein berittener Bote hat ihn gebracht, kurz bevor du zurückgekommen bist.«

Stirnrunzelnd nahm Michel die versiegelte Botschaft entgegen. Erst heute Morgen hatte er beschlossen, wieder einmal seiner Familie zu schreiben, und schon wenige Stunden später bekam er eine Nachricht aus der Heimat. Was für eine seltsame Fügung. Er brach das Wachssiegel, faltete das Pergament auseinander und begann, Jeans ungelenke Handschrift zu entziffern.

Worte und Sätze schienen zu verschwimmen, sich vor seinen Augen aufzulösen. Michel stockte der Atem. Er zwang sich, weiterzulesen, den Brief noch einmal von vorne zu lesen, obwohl ihm war, als legten sich Hände um seine Kehle und drückten zu.

»Beim heiligen Ambrosius, Junge, du bist ja kreidebleich«, sagte Messere Agosti. »Was ist denn geschehen?«

Michel hob den Kopf, blinzelte, und sein Herz pochte zehnmal, zwanzigmal, ehe er den Mann erkannte, der da neben ihm stand. Ohne ein Wort reichte er Agosti den Brief.

*Teurer Bruder, schrieb Jean, ich überbringe Dir traurige Nachrichten: Unser geliebter Vater ist tot. Am elften Tag des Monats April hat der Herr ihn zu sich geholt, nachdem er mit dem Salzschiß verunglückt ist. Bete für seine Seele, auf dass Gott ihn gnädig in seine Arme aufnehme.  
Bitte komm nach Hause – Dein Bruder Jean*

Dunkelheit erfüllte die Straßen, umhüllte Palazzi und Kirchen. Noch hatte sie Mailand fest in der Gewalt und verteidigte erbittert ihre Herrschaft, doch es war eine aussichtslose Schlacht, eine, die sie nicht gewinnen konnte. Bald schon würde sich die Morgendämmerung in die Stadt stehlen und auf ihrem lautlosen Vormarsch die Nacht in Keller und Brunnenschächte zurückdrängen.

Stille lag über den Gassen wie ein schwerer Wollmantel.

Michel führte Maronne auf die Straße und rieb der Stute

geistesabwesend den Hals. Es musste geregnet haben, denn die Abflussrinne im Pflaster hatte sich in einen reißenden Bach verwandelt, der den Unrat des Viertels davonspülte. Michel erblickte einen faulen Apfel, der auf den winzigen Wellen tanzte wie ein Schiff in Seenot.

»Hast du alles?«, fragte Messere Agosti, ein müdes, graues, faltiges Gesicht im Tor des Palazzos. »Dein Geld? Dein Schwert?«

»Ja.«

»Ich wünschte, ich hätte deinen Vater noch einmal gesehen. Er war mir ein guter Freund – und es geschieht nicht oft, dass zwei Kaufleute Freundschaft schließen.« Die letzten Worte wurden immer leiser, immer schwächer. Agosti senkte das Haupt, und seine Schultern begannen zu beben.

Michel tat etwas, das er noch nie getan hatte: Er legte die Arme um den Messere, und in diesem Moment erschien ihm der Kaufmann so dürr und zerbrechlich wie ein steinalter Greis. Michel konnte nicht weinen, nicht mehr. Als der Schmerz zu stark geworden war, irgendwann in den dunkelsten Stunden der Nacht, hatte er ihn tief in sich eingeschlossen, und nun empfand er nichts als Taubheit.

Agosti blickte ihn an, während die Tränen über seine Wangen rannen. »Dein Vater wäre stolz auf dich. Er hat einen prächtigen Jungen großgezogen. Deine Fähigkeiten sind vierundzwanzigkarätiges Gold, wie mein alter Oheim zu sagen pflegte. Warte ... ich habe etwas für dich. Ich wollte es dir eigentlich erst in einem Monat geben, wenn sich deine Ankunft in Mailand zum dritten Mal jährt, aber nun ist es eben mein Abschiedsgeschenk.« Er winkte den Dienern, die wie stumme Statuen im Schatten warteten. Fulvio trat vor und überreichte Michel ein Buch, eine kostbare Handschrift, in Leder gebunden.

»Die *Consolatio philosophiae* von Boethius«, erklärte Agosti. »Ich habe sie eigens für dich anfertigen lassen. Ich weiß ja, wie sehr du Bücher liebst.«

Michel schlug die Handschrift auf und strich mit den Fingerkuppen über die Seiten voller Ornamente und Miniaturen. Ein prachtvolles Geschenk. »Ich danke Euch, Messere. Für alles.«

»Denk an mich, wenn du es liest. Und gib gut auf dich acht. Es ist ein langer Weg nach Oberlothringen.«

Michel schlug das Buch in eine Decke ein und verstaute es in der Satteltasche. »Ihr wart mir ein guter Lehrer.« Er stieg auf und ergriff die Zügel, woraufhin Maronne leise schnaubte. »Lebt wohl, mein Freund.«

## Juni 1187



### VARENNES-SAINT-JACQUES

Ein altes Sühnekreuz wuchs aus dem Unkraut am Wegesrand. Wind und Wetter hatten im Laufe vieler Jahre die Konturen abgeschliffen, und eine Inschrift im verwitterten Stein kündete von einem längst vergessenen Verbrechen: eine ewige Mahnung an Reisende, das Recht dieses Landes zu achten.

Irgendwo am Waldrand entsprang ein Bach und floss plätschernd durch eine Furche im Gras, kaum sichtbar unter all dem Farn und Brombeergestrüpp. Gemächlich ritt Michel den Pfad entlang. Es war ein heißer Junitag. Pferd und Reiter waren müde.

»Hab Geduld, es ist nicht mehr weit.« Michel klopfte Maronne auf den Hals. »In drei oder vier Stunden sind wir zu Hause.«

Die Stute schnaubte.

»Du hast ja recht. Lass uns rasten.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Die Hitze ist wirklich unerträglich, und auf eine Stunde mehr kommt es wirklich nicht an.«

Neben dem Sühnekreuz stieg Michel aus dem Sattel. Er nahm Maronne die Ledertaschen mit seinem Gepäck ab, führte die Stute zum Bach und tränkte sie. Wams und Bruche klebten ihm am Leib. Er setzte sich im Schatten des Steinkreuzes auf die Böschung, zog die Stiefel aus und tauchte seine dampfenden Füße in das Quellwasser.

»Ahh! Herrlich. Es tut gut, wieder daheim zu sein, nicht wahr?«

Michel wusste, dass es nicht gerade von Vernunft zeugte, mit einem Pferd zu sprechen, aber es war nun einmal eine lieb gewordene Eigenart, die er sich auf seinen Handelsreisen in Messere Agostis Diensten angewöhnt hatte. Nachdem Maronne ihren Durst gestillt hatte, fraß sie das Unkraut. Das erinnerte Michel daran, dass er seit Ewigkeiten nichts gegessen hatte. Er öffnete eine der Taschen, nahm einen Schluck aus der Trinkflasche und holte seinen Proviant hervor. Während er an einem Brotkanten kaute, überprüfte er den Zustand seiner Habseligkeiten. Er reiste mit wenig Gepäck. Die Taschen enthielten lediglich etwas Wegzehrung, seine lederne Geldkatze, Ersatzkleidung, zwei Decken, Jeans Brief und die *Consolatio philosophiae* von Messere Agosti. Zu seiner Erleichterung hatte das kostbare Buch die Reise unbeschadet überstanden. Sein Schwert hing noch am Sattel. Wie jeder erfahrene Kaufmann machte auch Michel auf seinen Reisen stets von dem königlichen Privileg Gebrauch, eine Waffe mitzuführen, denn in der Wildnis fernab menschlicher Ansiedlungen lauerten mannigfaltige Gefahren, Wegelagerer, Vogelfreie und Raubtiere. Glücklicherweise hatte er die Klinge noch nie gebraucht.

Michel streckte sich aus und bettete seinen Kopf auf eine der Decken. Die Erschöpfung steckte ihm tief in den Gliedern. Er war mit Maronne seit mehr als drei Wochen unterwegs. Von Mailand aus hatte er die Handelsstraße nach Aosta genommen und die Alpen überquert, stets ein beschwerliches und langwieriges Unterfangen, sogar im Sommer, wenn kein Schnee die Pässe blockierte. Von Lausanne aus war er viele Tage nach Norden geritten, quer durch Burgund, und seit anderthalb Tagen nun befand er sich in Oberlothringen, dem Herzogtum im äußersten Westen des Heiligen Römischen Reiches – Michels Heimat.

In seinem Rücken erstreckten sich die westlichen Ausläufer der Vogesen; vor ihm lag das Moseltal. Er strich die Brotkrümel von seinem Wams, verschränkte die Arme hinter dem Kopf

und betrachtete schläfrig die Hügel, die wie grasige Wellen über das Land rollten. Er hatte ganz vergessen, wie grün Oberlothringen war, verglichen mit den sonnenverbrannten Ebenen der Lombardei. Saftige Wiesen, Weideland für Rinder und Schafe, bedeckten die Hänge. Bäche zwängten sich schäumend durch enge Einschnitte, gesäumt von wilden Mischwäldern. Auf Gehöfte und Weiler traf man abseits der Handelsrouten nur selten. Die meisten Menschen siedelten am Ufer der Mosel, in Marktflecken und kleinen Städten. Zwei Meilen weiter im Westen konnte Michel eine Burg erkennen, die auf einer Anhöhe thronte. Sie gehörte Renard de Guillory, jenem Ritter, der die Gegend südlich von Varennes-Saint-Jacques beherrschte.

Weiter im Norden, verborgen hinter den Hügeln, lag Fleury, Michels Geburtsort. Seit ihrer Flucht in jener Dezembernacht war er nicht mehr dort gewesen. Während ihres ersten Jahres in Varennes hatte Guiscard de Thessy noch zweimal versucht, sie einzufangen und auf sein Land zurückzubringen, doch dank der tatkräftigen Hilfe von Herrn Caron war es ihm beide Male nicht gelungen. Nach einem Jahr und einem Tag in der Stadt waren sie schließlich frei geworden, wie es das alte Recht des Römischen Reiches vorschrieb, und von da an hatte de Thessy sie in Ruhe gelassen. Michel hätte gerne gewusst, was aus dem böartigen Ritter geworden war. Ob er wohl noch lebte?

Zahllose Erinnerungen erwachten beim Anblick der Wiesen und Wälder. Hier hatte er seine Kindheit verbracht, seine Jugend, seine ersten Jahre als Erwachsener. Unaufhaltsam wanderten seine Gedanken zu seinem Vater, und der Schmerz flammte von Neuem auf, so machtvoll und erdrückend wie in seiner letzten Nacht in Mailand. Wie oft hatte er Jeans Brief seitdem gelesen, wie oft hatte er die törichte Hoffnung gehegt, es wäre alles nur ein Irrtum, jemand erlaubte sich einen grausamen Scherz mit ihm, und sein Vater wäre noch am Leben. Doch tief im Innern wusste er: Es war kein Scherz, kein böser Traum – sein Vater war tot. Tot.

Plötzlich verspürte er den überwältigenden Wunsch heimzukehren, Jean zu sehen, das Haus ihrer Familie. Trotz der Müdigkeit stand er auf, sammelte sein Gepäck ein und schlurfte zu seinem Pferd.

»Komm«, murmelte er und kraulte Maronnes Mähne. »Wir haben lange genug gerastet. Bringen wir es hinter uns.«

Ein Rascheln von Blättern und Zweigen ließ ihn herumfahren. Zwei Männer brachen aus dem Unterholz hinter dem Sühnekreuz. Sie hielten Spieße in den Händen und trugen genagelte Stiefel, Lederhauben und breite Gürtel, an denen jeweils ein Dolch hing. *Räuber!*, durchfuhr es Michel, bevor er die Waffenröcke der Männer bemerkte. Auf dem roten Stoff prangte ein schwarzer Wolf, der zum Sprung ansetzte: das Wappen Renard de Guillorys.

Die beiden Waffenknechte musterten ihn, und einer rief über die Schulter: »Hier drüben, Herr!«

»Was wünscht ihr?«, erkundigte sich Michel.

»Das wirst du gleich sehen«, antwortete einer der Männer schroff. Wie die meisten Bewohner des Herzogtums sprach er Lothringisch, einen französischen Dialekt mit deutschen Einsprengseln.

»Ich habe einen langen Weg hinter mir und möchte nach Hause. Wenn ihr mir nicht sagen wollt, wie ich euch und eurem Herrn zu Diensten sein kann, besteige ich nun mein Pferd und reite weiter.«

»Nichts da. Schön hiergeblieben.« Der Waffenknecht ergriff Maronnes Zügel.

Verärgert biss Michel die Zähne zusammen. Er hätte diesem Kerl gern für seine Unverschämtheit die Meinung gesagt, doch es war klüger, sich zu fügen. Er befand sich auf dem Land Renard de Guillorys, und der alte Ritter war für sein aufbrausendes Wesen berüchtigt. Wer sich ihm widersetzte, machte unter Umständen Bekanntschaft mit seiner Reitpeitsche.

Zwei weitere Soldaten kamen aus dem Gebüsch, gefolgt von

ihrem Herrn, bei dem es sich zu Michels Überraschung nicht um Renard handelte. Der Mann war nicht viel älter als er, aber wesentlich größer und breiter, ein wahrer Riese mit prankenhaften Händen und gewaltigen Füßen. Trotz seiner wuchtigen Erscheinung sah er äußerst gut aus, bedingt durch den muskulösen Körperbau und die markanten Gesichtszüge. Ein sauber gestutzter Bart zierte sein Kinn, und die kurzen, lockigen Haare leuchteten im Sonnenschein wie Kupfer. Er trug Jagdkleidung, dazu einen Köcher mit Bolzen am Gürtel und eine Armbrust auf dem Rücken.

»Wen haben wir denn da, Berengar?«, fragte er einen der Waffenknechte.

»Michel de Fleury, Kaufmann aus Varennes-Saint-Jacques«, stellte Michel sich vor. »Und Ihr seid ...?«

Der Hüne schritt gemächlich auf ihn zu.

*Herrgott, wie groß ist dieser Kerl? Vier Ellen?* Plötzlich erkannte er den jungen Edelmann. Es war Aristide de Guillory, Renards Sohn. Michel hatte ihn das letzte Mal vor vielleicht sechs, sieben Jahren gesehen, bevor Aristide die Burg seines Vaters verlassen hatte, um als Junker einem anderen Adligen zu dienen. Der Ruf der Grausamkeit eilte ihm voraus. Wer ihm begegnete, war gut beraten, vorsichtig zu sein.

»Ein wandernder Krämer, so.« De Guillorys Mundwinkel zuckten. »Ist das dein Gaul?«

Michel nickte.

»Was für ein unerwarteter Glücksfall. Nicht wahr, Berengar?«

»Sieht ganz so aus, Herr«, sagte der bullige Waffenknecht.

»Sei so nett und leih mir deinen Klepper«, wandte sich de Guillory an Michel.

»Wieso sollte ich das tun?«

»Nun, ich war mit meinen Männern jagen. Dabei ist mein Pferd gestürzt und hat sich so schwer verletzt, dass ich es töten musste. Leider sind es zwei lange Meilen bis zu meiner Burg, und ich habe wirklich keine Lust, zu Fuß zu gehen.«

»Es tut mir leid, aber ich kann Euch nicht helfen«, sagte Michel. »Ich brauche mein Pferd selbst.«

Der Ritter schaute zu Berengar, offenbar sein Sarjant. »Er versteht es nicht.«

»Ihr müsst es ihm deutlicher erklären, Herr.«

De Guillory lächelte Michel an und entblößte dabei strahlend weiße Zähne. »Verzeih. Ich habe mich missverständlich ausgedrückt. Es war keine Bitte. Es handelt sich vielmehr um eine Aufforderung.«

Die Männer feixten.

»Mit anderen Worten«, sagte Michel, »Ihr wollt mich zwingen, Euch mein Pferd zu überlassen.«

»Von Zwang kann keine Rede sein. Ihr Händler seid doch kluge Leute. Ich gehe deshalb davon aus, dass du so vernünftig bist, es mir freiwillig zu überlassen.«

»Das ist Raub!«

»Hör sich das einer an«, sagte de Guillory. »Große Worte für einen Krämer. Eine Leihgabe, mehr nicht. Morgen kannst du dir dein geliebtes Pferd zurückholen.«

Für einen Moment erwog Michel, sein Schwert zu ziehen und die Männer zu vertreiben, aber natürlich wäre dies eine ausgemachte Torheit. Zwar konnte er sich gegen Strauchdiebe verteidigen, doch diesen schlachtenerprobten Kriegern war er nicht gewachsen, schon gar nicht fünf von ihnen. So blieb er reglos stehen, bebend vor Zorn.

De Guillory schob ihn zur Seite und schwang sich in den Sattel. Maronne tänzelte und protestierte schnaubend gegen das ungewohnte Gewicht. Der Ritter zog ruckartig an den Zügeln, woraufhin sie gehorchte. »Das gehört dir, schätze ich.«

Er warf Michel das Schwert vor die Füße, schlug Maronne die Stiefelabsätze in die Flanken und jagte davon. Die Waffenknechte folgten ihm im Laufschrift. Es tat Michel weh, mitanzusehen, wie der Ritter die erschöpfte Stute hart zum Galopp antrieb.

»Ich werde mich bei Eurem Vater beschweren!«, brüllte er.

»Tu das. Ich empfehle dir einen guten Geisterbeschwörer«, rief de Guillory, bevor er zwischen den Bäumen verschwand.

Fluchend warf Michel sein Gepäck auf den Boden.

Erschöpft, müde und gereizt schlurfte er einige Stunden später die alte Römerstraße entlang. Das Schwert hatte er sich umgürtet und die Satteltaschen über die Schulter gehängt. Obwohl die Sonne bereits den Hügeln im Westen entgegensank, brannte sie immer noch heiß.

Zu seiner Rechten floss die Mosel. Hier, nur wenige Tagesmärsche flussabwärts der Quelle, war sie gerade einmal dreißig, vierzig Ellen breit und im Sommer so flach, dass man an manchen Stellen ohne größere Mühe hindurchwaten konnte. Ihre Ufer waren steil und felsig und von dichtem Gestrüpp bewachsen. Der beschauliche Anblick des Flüsschens ließ einen manchmal vergessen, dass es sich dabei um eine alte, unberechenbare Naturgewalt handelte. In Ufernähe gab es tückische Stromschnellen, und im Frühjahr, während der Schneeschmelze, schwoll sie bedrohlich an und verwandelte sich in einen reißenden Wasserlauf.

Seit der Begegnung mit de Guillory hatte Michel keinen Blick mehr für die Schönheit des Moseltals. Als Varennes-Saint-Jacques vor ihm auftauchte, gelang es ihm nicht, sich darüber zu freuen, nach so langer Zeit endlich nach Hause zu kommen – im Gegenteil, er erschrak.

Obwohl ihm stets klar gewesen war, dass sich seine Heimatstadt nicht mit den prachtvollen Metropolen Norditaliens messen konnte, hatte er nie aufgehört, sie zu lieben. In seiner Erinnerung besaß sie bei aller Rückständigkeit einen ganz eigenen Liebreiz, der die kleine Stadt zu einem einzigartigen Ort im Abendland machte. Nun, einzigartig war sie zweifellos, aber von Liebreiz konnte keine Rede sein.

Während Michel an der Richtstätte vorbei zum Salztor im

Südosten schritt, gestand er sich ein, dass Varennes – wenn gleich eine *civitas*, eine alte Bischofsstadt – nicht mehr war als ein etwas größerer Marktflecken. Die alte römische Stadtmauer wurde von den knapp zweitausendfünfhundert Bewohnern seit Jahrhunderten als Steinbruch genutzt und bot kaum noch Schutz. Die allermeisten Häuser bestanden aus Holz und gleichen einfachen Hütten.

In seiner Erinnerung hatte er Varennes offenbar tüchtig verklärt. Oder er hatte sich in den vergangenen drei Jahren verändert, und mit ihm sein Blick auf die Welt.

Mit einem Nicken begrüßte er den Wächter, der gelangweilt im Schatten lehnte, und durchquerte das Tor. Was er innerhalb der Stadtmauern vorfand, unterstrich den Eindruck allgemeiner Schäbigkeit noch. Anders als in Mailand war keine einzige Straße gepflastert. Tierkot überzog den Boden aus festgestampftem Lehm, und in den Gassen tummelten sich Schweine und Hühner, die im Staub nach Essensresten und Ungeziefer suchten. Es stank. Die Leute schütteten ihren Abfall einfach aus dem Fenster, weshalb es von Ratten nur so wimmelte. Kaum jemand trug ein ordentlich geschneidertes Gewand; die meisten Menschen kleideten sich in schlichte Leinenkittel in tristen Farben und einfache Lederschuhe mit Holzsohlen, wenn sie nicht gar barfuß gingen. Die allgegenwärtige Armut schockierte Michel.

*War das schon immer so? Oder ist es in den letzten drei Jahren schlimmer geworden?*

Als er zum Domplatz kam, besserte sich das Bild ein wenig. Hier standen die mächtige Halle der Kaufmannsgilde, die städtische Münze und die Quartiere der wohlhabenden Kaufleute, allesamt aus Stein errichtet. Einige dieser Gebäude brauchten keinen Vergleich mit den Palazzi und Patriziervillen Mailands zu scheuen, allen voran das Haus des Bischofs, das neben der Kathedrale stand. Da der Bischof gleichzeitig der weltliche Herr Varennes' war, verfügte er über einen imposanten Palast

mit wehrhaften Mauern, einem ausgedehnten Garten und mehreren Anbauten, in denen seine Ministerialen, wohnten und arbeiteten.

Der tägliche Markt neigte sich allmählich dem Ende zu. Krämer und Bauern luden ihre Kisten auf Hand- und Ochsenkarren und machten sich müde auf den Heimweg. Vor den letzten offenen Ständen feilschten Händler und Kunden um die verbliebenen Waren, während zwei städtische Aufseher den Unrat zusammenfegten. Michel war zu erschöpft, um nach bekannten Gesichtern Ausschau zu halten, und schlurfte zum Haus seiner Familie.

Es ähnelte den anderen Anwesen am Domplatz und verfügte über ein fensterloses Erdgeschoss aus rußgrauem Stein, das die beiden Obergeschosse trug. Durch einen Torbogen gelangte man in den kleinen Hof, wo sich der Stall mit den Saumtieren und der Schuppen für den Ochsenwagen befand. Es war ein merkwürdiges Gefühl, es nach all den Jahren zu betrachten. Irgendwie erschien es ihm kleiner als bei seinem Abschied. Die Vordertür war nicht verschlossen. Als er sie öffnete, fragte er sich bang, was ihn drinnen erwartete. Gehörte er nach so langer Zeit überhaupt noch hierher?

Doch kaum umfing ihn der unverwechselbare Geruch des Hauses – nach Rauch, Seifenlauge, Teer und den vielfältigen Handelswaren seines Vaters –, verschwanden seine Zweifel und seine üble Laune. Varennes mochte ein schmutziges, kleines Nest sein, doch das änderte nichts daran, dass es ihn glücklich machte, wieder hier zu sein. Wie sehr hatte ihm seine Heimat gefehlt!

»Ist jemand da?«, rief er in den Eingangsraum.

Am oberen Ende der Treppe, die zum ersten Stock hinauf führte, öffnete sich eine Tür, und eine junge Magd erschien. Es war Thérèse, die erst wenige Monate im Haus gearbeitet hatte, bevor er fortgegangen war. Es dauerte einen Moment, bis sie ihn erkannte.

»Junger Herr!«, rief sie schließlich und stürmte die Stufen hinab. »Ihr seid wieder da!«

Michel begrüßte sie lachend. »Wo ist mein Bruder?«

»Im Hof, bei den Pferden.«

Er stellte sein Gepäck auf den Boden und eilte hinaus auf den Hof.

Jean stand vor dem Stall und bürstete ein Packpferd ab. Michel staunte nicht schlecht, als er ihn sah. Obwohl zwei Jahre jünger, war sein Bruder stets der Kräftigere von ihnen gewesen, und seit ihrem Abschied voneinander war er noch massiger geworden. Beeindruckende Muskeln schwollen an seinen Armen, sein Gesicht wirkte ganz und gar nicht mehr jugendlich, sondern kantig und dank der Bartstoppeln ein wenig rau. Zweifellos: Jean war erwachsen geworden.

»Michell!«, rief er und stürmte seinem älteren Bruder entgegen. »Dem heiligen Jacques sei Dank – endlich! Jeden verdammten Tag in den letzten drei Wochen habe ich gebetet, du mögest bald kommen. Und hier bist du!«

Lachend schlossen sie einander in die Arme. Michel unterdrückte ein Stöhnen. Jean schien die Absicht zu haben, ihn zu erdrücken.

»Heiliger Jesus am Kreuz, du bist ja ein richtiger Kraftprotz geworden.«

»Das macht die Arbeit auf dem Salzschiiff«, erklärte Jean. »Bei Gott, ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich es mich macht, dich wiederzusehen. Ich habe dich vermisst, Bruderherz. Schrecklich vermisst.«

Michel war nicht wenig gerührt. Jean hatte stets zu ihm aufgesehen, ihn geradezu vergöttert. Daran hatte sich offenbar nichts geändert. »Und ich dich erst.«

»Wie war die Reise? Mühsam, nehme ich an.«

»Mühsam ist gar kein Ausdruck.«

»Du bist doch nicht den ganzen Weg zu Fuß gegangen, oder? Wo hast du Maronne gelassen?«

»Lange Geschichte«, antwortete Michel.

Jean legte ihm die Hände auf die Schultern. »Lass dich anschauen. Gut siehst du aus. Braun gebrannt und kräftig wie ein Feldarbeiter. Das schöne Leben in Italien ist dir anscheinend bekommen. Aber was rede ich – du bist gewiss müde und hungrig. Komm, gehen wir nach oben, damit du dich waschen kannst. Ich kümmere mich darum, dass du etwas zu essen bekommst.«

Im Eingangsbereich wurde Michel stürmisch von den restlichen Bediensteten begrüßt. Matenda, die Köchin, drückte ihn an ihre knochige Brust und begann zu schluchzen. Adrien, der alte Pferdeknecht, grinste bis über beide Ohren.

»Das ist Louis«, stellte Jean einen jungen Burschen vor, den Michel noch nicht kannte. »Vater hat ihn letzten Sommer eingestellt.«

Louis lächelte zurückhaltend, als er Michel die Hand reichte, und blickte gleich darauf schüchtern zu Boden.

»Er ist ein guter Kerl«, sagte Jean, als sie die Treppe hinaufstiegen. »Aber er spricht nicht viel.«

Rasch wusch Michel sich den Staub von der Reise ab und schlüpfte in frische Kleider, die Thérèse ihm aus seiner Kammer holte. Kurz darauf saß er mit Jean in der Stube im zweiten Obergeschoss, trank Wein und aß ein wenig von dem frischen Brot, dem Ziegenkäse und dem kalten, gepökelten Fleisch. Viel brachte er nicht hinunter. Es gab zu viele Dinge, die ihm im Kopf herumgingen, über die er mit seinem Bruder sprechen musste.

Er nahm Jeans Brief in die Hand, der vor ihnen auf dem Tisch lag, zerknittert und mitgenommen von der langen Reise. Es gelang ihm nicht, die Frage zu stellen, die ihn am meisten quälte.

»Du willst sicher wissen, wie es passiert ist«, kam Jean ihm zu Hilfe.

Schweigend nickte Michel.

»Vater hat zwei Fässer Salz nach Épinal gebracht. Auf der Rückfahrt, keine halbe Meile vor Varennes, ist das Salzschild in

Stromschnellen geraten und gegen einen Felsen geprallt. Vater muss ins Wasser gefallen sein. Vermutlich hat er sich den Kopf angeschlagen und ist kurz darauf ertrunken. Ein Schäfer fand ihn und brachte ihn auf seinem Karren in die Stadt. Der Medicus konnte nichts mehr für ihn tun.«

Michel schob die Platte von sich – der Appetit war ihm endgültig vergangen. Seine Augen brannten, und er blickte seinen Bruder an, dessen Gesicht grau vor Trauer war.

»Es ist alles meine Schuld«, murmelte Jean. »Wenn ich ihn begleitet hätte, wäre das nicht passiert. Dann hätte ich auf den Fluss achten können, während er das Boot steuert.«

»Es war nicht Eure Schuld«, widersprach Matenda entschieden, als sie einen Krug mit Wasser auf den Tisch stellte und Handtücher danebenlegte. »Ihr wart krank und lagt mit Fieber im Bett.«

»Es war nur ein leichtes Fieber. Ich hätte trotzdem mitgehen sollen.«

»Euer Vater hat aber darauf bestanden, dass Ihr Euch auskuriert. Jetzt hört auf, so zu reden. Was sich an jenem Tag zugetragen hat, war Gottes Wille. Es steht uns nicht zu, damit zu hadern.« Die Köchin bekreuzigte sich und verließ mit gesenktem Blick die Stube.

Michel konnte nichts dagegen tun, dass sich seine Augen mit Tränen füllten. Ihr Vater war immer so umsichtig gewesen. Wie hatte das nur geschehen können? »Ihr habt ihn auf dem Friedhof von Saint-Pierre begraben, nehme ich an?«

»Pater Jodocus hat die Messe gelesen, und es waren alle da, die Nachbarn, die Gildenschwurbrüder, viele Leute aus der Stadt. Du weißt ja, wie beliebt Vater war. Er ruht jetzt in der Obhut des heiligen Jacques, wie er es immer wollte.«

Jean ergriff Michels Hand, und stumm spendeten sie einander Trost.

Schließlich wischte sich Michel die Tränen ab. »Wie... wie geht es unserer Schwester?«, brachte er hervor.

»Gut«, antwortete Jean lächelnd. »Bernier ist ein trefflicher Bursche. Klug, freundlich und angesehen in Épinal. Du hättest Vivienne bei der Hochzeit sehen sollen. Sie sah wunderschön aus in ihrem Kleid und hat von morgens bis abends gestrahlt. Bernier wird ihr ein guter Ehemann sein, da bin ich sicher. Vielleicht kannst du ihn bald kennenlernen. Sie werden uns gewiss besuchen, bevor der Herbst kommt. Bernier ist recht oft in Varennes.«

In seinem letzten Brief hatte Michels Vater ausführlich von der Hochzeit berichtet. Bernier war ein junger, wohlhabender Händler aus einer kleinen Stadt im Süden des Moseltals. Als er im vergangenen Jahr zu Martini bei einer seiner Handelsreisen in Varennes gewesen war, hatte er auf dem Markt Vivienne getroffen und sich augenblicklich in sie verliebt. Schon wenige Tage später hatte er bei ihrem Vater vorgesprochen und um ihre Hand angehalten. Anfangs hatte ihr Vater Zweifel gehabt, ob es klug war, Vivienne jetzt schon zu verheiraten – immerhin war sie erst fünfzehn. Bernier jedoch erwies sich als ausgesprochen gute Partie, und Vivienne war ganz vernarrt in ihn. Also arrangierte man während des Winters mehrere Treffen, damit sich die Familien kennenlernen konnten, und im Februar gab er schließlich seine Einwilligung. Vier Wochen später, als der Schnee geschmolzen war, fand die Hochzeit statt, und seitdem lebte Vivienne mit ihrem Mann in Épinal, wo Bernier Grund und Boden und ein Haus mit drei Bediensteten besaß.

Michel lächelte, als sein Bruder von dem rauschenden Hochzeitsfest erzählte. Er freute sich für Vivienne, dass sie einen Mann gefunden hatte, der sie liebte, denn das war immer ihr sehnlichster Wunsch gewesen. Und als wäre er dabei gewesen, sah er seinen Vater vor sich, wie er an der Tafel saß, mit den Gästen lachte und auf die Gesundheit des Brautpaares trank, die Augen leuchtend und die Brust vor Stolz geschwellt. Die Heirat seiner geliebten Tochter hatte ihn gewiss zum glücklichsten Mann Varennes' gemacht. *Und fünf Wochen später war er tot.* Mi-

chel umklammerte den Weinkelch, als ihm der Schmerz abermals die Kehle zuschnürte.

»Was bin ich nur für ein Tölpel«, sagte Jean. »Ich rede und rede, dabei bist du gewiss todmüde. Ich sage Thérèse, dass sie deine Kammer herrichten soll, damit du dich zurückziehen kannst.«

Michel wollte nicht allein sein – nicht jetzt. »Schauen wir uns lieber das Haus an. Es scheint sich ja einiges verändert zu haben.«

Wie die meisten Kaufmannshäuser verfügte auch ihres über einen großen Gesellschaftssaal, eine Küche und Unterkünfte für die Bediensteten im ersten Stock sowie Schlafkammern für die einzelnen Familienmitglieder und eine beheizbare Stube im zweiten. Die Waren wurden im Gewölbekeller und im Eingangsraum gelagert, manchmal auch im Dachboden, wenn der übrige Stauraum nicht ausreichte. Im Hof gab es neben dem Stall, dem Wagenschuppen und der Sickergrube zwei kleine Gehege mit Hühnern und Schweinen. Einen eigenen Brunnen besaß die Familie nicht, weswegen Matenda und Thérèse stets zum öffentlichen Brunnen auf dem Domplatz gehen mussten.

Bei ihrem Rundgang stellte Michel fest, dass sich in der Tat manches verändert hatte, während er fort gewesen war. Im Stall zeigte Jean ihm drei neue Tiere, die ihr Vater angeschafft hatte: zwei junge Saumpferde und ein Reitpferd, einen Wallach namens Abendrot. Alle drei waren gesunde, kräftige Tiere und eine gute Ergänzung zu ihrem alten Zugochsen.

Das Haus selbst wirkte wesentlich heller und wohnlicher als früher, denn ihr Vater hatte zwei Kammern zusammenlegen und zusätzliche Fenster in die Wände brechen lassen; außerdem gab es mehrere neue Truhen, Wandteppiche und Kupferleuchter. Jean erzählte, ihr Vater habe in den vergangenen drei Jahren gutes Geld verdient, und wie immer habe er dafür gesorgt, dass sein geschäftlicher Erfolg zu allererst der Familie zugutekam.

»Kaum zu glauben, dass das alles jetzt uns gehört, nicht wahr?«, meinte Jean am Ende ihres Rundganges.

Michel nickte gedankenverloren. Da Vivienne bei ihrer Heirat eine Mitgift bekommen hatte und ihre Ansprüche damit abgegolten waren, erbten Jean und er den gesamten väterlichen Besitz. Nach altem Recht war es üblich, dass Michel als der ältere Sohn das Erbe durch zwei teilte und Jean als der jüngere seine Hälfte auswählen durfte, freilich erst, nachdem sie den Freiteil an die Kirche entrichtet hatten. Allerdings war das in ihrem Fall nicht praktikabel. Da es ihres Vaters Wunsch gewesen war, dass sie das Familiengeschäft gemeinsam weiterführten, konnten sie das Erbe nicht einfach halbieren. Sie mussten einen Weg finden, die Einheit von Grund und Boden, Haus, Vieh und Vermögen zu wahren, denn eine Zersplitterung des Erbes würde dem Geschäft schaden, es schlimmstenfalls ruinieren.

»Pater Jodocus hat angeboten, uns beim Aufteilen des Erbes zu helfen«, sagte Jean, als hätte er seine Gedanken gelesen. »Wenn du einverstanden bist, bitte ich ihn morgen zu kommen.«

»Ja, eine gute Idee«, erwiderte Michel. Jodocus, der Pfarrer von Saint-Pierre, war seit vielen Jahren der Beichtvater der Familie, er hatte sie als Kinder unterrichtet und kannte sie so gut wie kaum jemand sonst. Obendrein war er ein kluger und besonnener Mann. Gewiss fanden sie mit seiner Hilfe eine weise und gerechte Lösung.

Er ging zur Tür gegenüber der Stube.

»Vaters Kammer sieht noch genauso aus wie vor drei Jahren«, sagte Jean.

Michel wollte sie trotzdem sehen. Er öffnete die Tür und betrat den Raum, in dem ihr Vater gearbeitet hatte, wenn er nicht auf Reisen gewesen war. Schweigend betrachtete er die Regale mit den Schriftstücken, das silberne Kruzifix über der Tür und die eisenbeschlagenen Truhen.

An dem schweren Tisch vor dem Fenster hatte Rémy stets

Buch über seine Geschäfte geführt und Briefe an Freunde und Geschäftspartner in fernen Städten verfasst. Auf dem Rechenbrett hatte er seine Einnahmen gezählt und mit der Münzwaage auswärtige Silberpfennige gewogen, bis seine Söhne alt genug gewesen waren, diese Arbeit zu übernehmen. Die Erinnerung an all das war so lebendig, dass Michel beinahe das Knistern des Pergaments und das Klimpern der Münzen hören konnte.

Langsam schritt er durch die Kammer, strich über Möbelstücke, das festgebackene Wachs auf dem Tisch, berührte den Federkiel, den Kerzenhalter und all die anderen Gegenstände, die sein Vater jeden Tag benutzt hatte. »Zeigst du mir sein Grab?«

»Es wird bald dunkel. Ich dachte, dass wir morgen auf den Friedhof gehen.«

»Ich möchte es jetzt sehen, wenn es dir nichts ausmacht.«

»Natürlich«, sagte Jean, klopfte ihm auf die Schulter und ging voraus.

Bis Saint-Pierre, der Kirche ihrer Pfarrei, war es nur ein Katzensprung. Als die Klosterglocken gerade zur Komplet riefen, öffneten sie das schmiedeeiserne Tor und traten auf den Friedhof, der vor dem Gotteshaus lag.

Stille herrschte innerhalb der von Kletterpflanzen überwucherten Mauern, die den kleinen Totenacker begrenzten, denn so spät am Abend waren sie die einzigen Besucher. Bäume breiteten ihre Äste über die Gräber und Beinhäuser, drei uralte Birken, jede so krumm und verwachsen wie ein klappriger Tattergreis. Michel blickte zur Kirche, während er Jean folgte. Im Innern des Altarraums stand ein kleiner Reliquienschrein mit einem Blutstropfen des heiligen Jacques, dessen Leichnam im Dom begraben lag. Zu wissen, dass ein Märtyrer seine schützende Hand über die letzte Ruhestätte ihres Vaters hielt, verschaffte Michel ein wenig Trost.

»Hier ist es«, sagte Jean.

Michel kniete sich neben die aufgeworfene Erde und las die

lateinische Inschrift, die seine Geschwister auf dem Grabstein hatten anbringen lassen.

*Unter dem Schutz der Märtyrer suchet die ewige Ruhe.  
Der heilige Jacques wacht über diesen Platz, verbannt die  
Finsternis und verbreitet einen Schimmer des wahren Lichts.  
Hier ruht Rémy de Fleury, Kaufmann und Schwurbruder der  
Gilde, gestorben am 11. April 1187 a. D.  
Friede seiner Seele*

Eine gute Inschrift. Michel nahm etwas Erde in die Hand und ließ sie durch seine Finger rieseln, während er sich in Erinnerungen verlor.

Sein Vater war einer der mutigsten Männer gewesen, die er kannte. Niemals hatte er aufgegeben, und waren die Umstände noch so hart gewesen. Michel wusste, wie viel er ihm verdankte. Ohne seinen Vater wäre er jetzt Bauer in Fleury, rechtlos, unwissend und arm. Ohne ihn hätte er nie lesen und schreiben gelernt, hätte er nie die Welt außerhalb seines Dorfes kennengelernt und die Wunder Mailands gesehen. Sein Vater hatte ihn zu dem Mann gemacht, der er heute war. Das war sein Vermächtnis, weit mehr noch als das Haus und das Geld in den Truhen.

*Ich werde mich meines Erbes würdig erweisen. Du hast mein Wort, Vater.*

Das war keine leichte Aufgabe. Er war der älteste Sohn. Ihm oblag es nun, die Familie zu führen, ihr Ansehen zu mehren, ihren Wohlstand zu vergrößern. Michel trug die Verantwortung für Jean, bis sein Bruder mündig wurde; für die Frau, die er einmal heiraten, für die Kinder, die er zeugen würde.

*Ich werde dir Ehre machen, so gut ich kann.*

Die letzten Erdkrumen rieselten durch seine Finger. Michel stand auf und bekreuzigte sich, und sie gingen den dunklen Pfad unter den Birken zurück.

Bevor Michel in jener Nacht schlafen ging, zündete er in seiner Kammer eine Kerze an und las ein wenig in der *Consolatio philosophiae*. Während seiner Reise war ihm das Werk ein tröstlicher Begleiter gewesen. Boethius schrieb über Tod und Vergänglichkeit, und die klugen Gedanken des Philosophen hatten ihm geholfen, mit seiner Trauer fertigzuwerden. Seit Pater Jodocus ihn lesen gelehrt hatte, liebte er Bücher, denn er fand stets Trost und Zerstreuung darin. Die Familie besaß mehrere: Poesie, aber auch die vier Evangelien sowie Schriften über das Wirken der Heiligen. Sie lagen sicher verwahrt in einer Truhe in der Schreibstube seines Vaters – in *seiner* Schreibstube. Ein großer Schatz, den er um nichts in der Welt missen wollte.

Auch jetzt verfehlte das Buch seine Wirkung nicht. Boethius' Gedichte linderten seinen Schmerz, seine aufgewühlten Gedanken kamen zur Ruhe. Er dankte Messere Agosti noch einmal für dieses kostbare Geschenk und fiel wenig später in tiefen Schlaf.

»Wann soll ich Pater Jodocus herbitten?«, fragte Jean am nächsten Tag in der Frühe, als sie in der Stube saßen und das Morgenbrot verzehrten.

»Frag ihn, ob er zur None kommen kann«, antwortete Michel. »Vorher muss ich mich um einige Dinge kümmern. Weißt du, ob Gaspard gerade in der Stadt ist?«

Jean nickte. »Ich habe ihn gestern gesehen.«

Michel konnte es kaum erwarten, seinen alten Freund wiederzusehen. Er rief nach Louis und bat ihn, Pergament und Schreibzeug zu bringen. Während er einen Bissen Brot kaute, schrieb er eine kurze Nachricht, streute Löschkalk auf die Tinte und faltete sie zusammen. »Bring das Gaspard Caron und bestelle ihm meine Grüße«, wies er den jungen Knecht an. »Ich möchte ihn heute Abend treffen, wenn er es einrichten kann.«

Stumm nickte Louis und eilte mit der Nachricht in der Hand davon.

Nach dem Morgenbrot verließ Michel das Haus und über-

querte den Domplatz, auf dem gerade der Markt begann. Er trug sein bestes mailändisches Gewand, das Thérèse für ihn ausgebüsst hatte. Gewiss hatte es sich bereits herumgesprochen, dass er zurückgekehrt war, und er wollte den Bürgern Varennes' zeigen, dass er sein Erbe ernst nahm und das Familiengeschäft mit der gleichen Verlässlichkeit wie sein Vater führen würde. Auf einen Mantel hatte er jedoch verzichtet, denn obwohl die Klosterglocken gerade erst zur Terz geläutet hatten, war es bereits sehr warm.

Die Wechselstube am Nordtor war nicht einmal dreihundert Schritte entfernt; dennoch brauchte er für den Weg eine Stunde. Ständig wurde er von Leuten angesprochen, die ihn erkannten und in Varennes willkommen hießen. Sein Vater war ein beliebter Mann gewesen, und Bürger aller Stände, vom Handwerker bis zum Kaufmann, sprachen ihm ihre Anteilnahme aus.

Als er endlich zur Wechselstube kam, war es bereits so heiß, dass er sich wünschte, er hätte ein weniger kostbares und dafür dünneres Gewand angezogen. Rasch trat er in den Schatten des vorspringenden Daches, löste seine Geldkatze vom Gürtel und schüttete seine Barschaft auf das Querbrett der Ladenluke. Der Geldwechsler holte ein Rechenbrett und eine kleine Waage hervor und begann, die Münzen zu stapeln, geordnet nach Herkunft und Gewicht.

Fünfzehn Lira hatte Michel in Mailand gespart, fünfzehn Pfund Silber, leider ausschließlich italienische Denari und Soldi, mit denen er in Varennes nichts anfangen konnte. Er musste sie in einheimische Pfennig- und Schillingmünzen umtauschen, in Deniers und Sous, die in der Münze des Bischofs geprägt worden waren – das einzige gültige Zahlungsmittel in Varennes. Die saftigen Gebühren, die der Umtausch kostete, schlugen ihm gehörig auf die Stimmung. *Halsabschneider*, dachte er, als der Wechsler die Münzen in seiner Schatulle verschwinden ließ.

Missmutig hielt er einen Denier ins Sonnenlicht. Das Geldstück wies eine seltsame schwärzliche Färbung auf.

»Stimmt etwas nicht?«, erkundigte sich der Wechsler.

»Was sind das für scheußliche Münzen?«

»Es sind echte Deniers aus der Münze von Varennes, Herr, mein Wort darauf.«

»Aber sie enthalten viel zu wenig Silber.«

»Ihr wart eine Weile nicht hier, richtig?«

»Ich war drei Jahre in Mailand.«

»Unsere Deniers sind nicht mehr das, was sie einmal waren.«

Der Wechsler senkte die Stimme. »Es liegt an Bischof Ulman. Er lässt sie ständig verrufen.«

»Bischof Ulman?«, fragte Michel mit gerunzelter Stirn.

»Bischof Jean-Pierre ist vor zwei Jahren verstorben, möge er in Frieden ruhen. Ulman ist sein Nachfolger.«

Unwillkürlich bekreuzigte Michel sich. Jean-Pierre war seit seiner Kindheit Bischof von Varennes-Saint-Jacques gewesen, ein schwieriger, wenngleich einigermaßen gerechter Mann.

»Was heißt das, er lässt die Münzen ›verrufen?‹«

»Nun, er erklärt sie für ungültig und zwingt uns, sie gegen neue umzutauschen.«

»Die natürlich weniger Silber enthalten als die alten.«

»Ich fürchte, so ist es, Herr.«

Sinn und Zweck dieses Verfahrens musste der Wechsler Michel nicht erklären: Das eingesparte Silber floss in die Schatullen des Bistums. Michel war inzwischen lange genug Kaufmann, um zu wissen, dass die Münzherren der verschiedenen Städte und Fürstentümer überaus erfindungsreich waren, wenn es galt, ihre Untertanen zur Kasse zu bitten – aber diese Methode der Besteuerung war mit Abstand die niederträchtigste, von der er je gehört hatte. »Wie oft ist das schon passiert?«

»Viermal in den letzten zwei Jahren, wenn ich mich recht erinnere.«

»Viermal!«, rief Michel aufgebracht. Kein Wunder, dass die Deniers von Varennes inzwischen fast nur noch minderwertiges Metall enthielten.

»Nicht so laut, Herr, bitte«, murmelte der Wechsler mit einem verstohlenen Blick auf zwei bischöfliche Waffenknechte, die gerade die Straße entlangschlenderten. »Ich will keinen Ärger.«

»Wieso unternimmt niemand etwas dagegen? Was sagt die Kaufmannsgilde dazu?«

»Es ist Bischof Ulmans gutes Recht, neue Münzen zu prägen«, antwortete der Wechsler ausweichend. »Er ist der Münzherr von Varennes.«

*Und du wirst den Teufel tun, dich zu beklagen, immerhin verdienst du an jedem Münzumtausch deinen Anteil.* Ungehalten steckte Michel sein Geld ein. Er schätzte, dass er soeben – bedingt durch die Wechselgebühren und den Umtausch in minderwertige Münzen – rund ein Fünftel seiner Ersparnisse verloren hatte.

Zu Hause verstaute er das Geld in einer Truhe in der Schreibstube und berichtete Jean von dem unerfreulichen Erlebnis in der Wechselstube. Sein Bruder zuckte nur mit den Schultern. Offenbar hatte er schon zu viele Geldentwertungen miterlebt, um sich noch darüber zu ärgern. »Besser, du findest dich damit ab«, sagte er. »Man kann ohnehin nichts dagegen tun.«

Michel dachte nicht daran, dergleichen einfach hinzunehmen. Er beschloss, mit den anderen Kaufleuten darüber zu sprechen, sowie man ihn in der Gilde aufgenommen hatte. Zuerst aber musste er ein anderes Ärgernis aus der Welt schaffen. »Brauchst du heute Morgen Abendrot?«

»Nein. Wieso?«

»Ich muss zur Burg von Renard de Guillory. Sein Sohn hat mir Maronne weggenommen.«

»Er hat *was?*«, rief Jean.

Michel wollte nicht über den demütigenden Vorfall sprechen. »Ich hole sie mir zurück. Und anschließend rede ich ein ernstes Wörtchen mit dem alten Renard. Er soll gefälligst dafür sorgen, dass sich sein Stammhalter nicht wie ein Straßenräuber benimmt.«

»Renard ist tot. Er starb vergangenes Jahr. Aristide ist jetzt der neue Herr von Guillory.«

Dröhnend ließ Michel den Truhendeckel zufallen. »Der Auf-erstandene sei uns gnädig.«

»Sei vorsichtig, wenn du mit ihm redest«, riet ihm Jean. »Der Kerl ist gefährlich. Lass mich am besten mitkommen.«

Gegen Mittag, als eine kühle Brise die schlimmste Hitze vertrieb, sattelte Michel Abendrot und ritt mit Jean zur Burg Guillory, die eine gute Wegstunde zu Fuß südlich von Varennes lag. Die Festung stand auf einem Hügel mit steilen, bewaldeten Hängen im Süden und Westen; zur Mosel hin fielen sie dagegen sanft ab. Birken und dichtes Farngestrüpp säumten den Pfad, der sich zum Torhaus hinaufschlängelte.

Schon von Weitem sah Michel, dass an der Anlage gerade gebaut wurde. Die einstige Kernburg, bestehend aus einer Schildmauer mit zwei Türmen, dem Bergfried und dem Palas mit den Wohnquartieren, wurde um vorgelagerte Befestigungen auf dem Hügelkamm erweitert. Holzgerüste umgaben die halbfertigen Wälle; auf einem Turm stand ein Lastkran, mit dem Arbeiter Steinblöcke zur Mauerkrone hinaufbeförderten.

Als sie durch das neue Tor ritten, wehten ihnen dichte Staubschwaden entgegen. Steinmetze und Zimmerleute bearbeiteten das Baumaterial, das die Maurer für die Wälle und Türme benötigten. Außerdem schufteten Dutzende von Leibeigenen auf der Baustelle, hoben Gräben aus und schleppten Steine und Baumstämme, überwacht von mehreren Waffenknechten. Die Soldaten schreckten nicht davor zurück, Hörige, denen Hitze und Erschöpfung zu schaffen machten, mit Gewalt zur Eile anzutreiben. Michel beobachtete, wie ein Bewaffneter einen älteren Leibeigenen mit dem Lanzenschaft schlug, weil dieser sich im Schatten ausruhte. Angst lag in der Luft.

*Wenn die Bauarbeiten eines Tages abgeschlossen sind, ist die Burg viel zu groß für einen einfachen Ritter. Wofür braucht ein unbedeutender Edelmann wie Aristide de Guillory eine solche Festung?*

Michel führte Abendrot zur Tränke, band den Wallach fest und wandte sich an einen Steinmetz. »Wo finde ich deinen Herrn?«  
»Da drüben.«

Michel und Jean gingen in die Richtung, die der Handwerker ihnen wies, und fanden Aristide de Guillory im Schatten der Wehrmauer. Einer der Soldaten, die ihn gestern auf der Jagd begleitet hatten, war bei ihm – Michel erinnerte sich, dass der Kerl Berengar hieß. Die beiden Männer lehnten sich auf ein Fass, beaufsichtigten die Arbeiten und tranken Wein.

De Guillory strahlte wieder jene lässige Selbstgefälligkeit aus, von der sich Michel stets herausgefordert fühlte. Energisch schritt er auf den Ritter zu.

»Ah, der fahrende Krämer«, begrüßte de Guillory ihn nicht unfreundlich. »Kann ich dir einen Becher Wein anbieten?«

»Ich will mein Pferd zurückhaben«, sagte Michel.

»Dein Pferd ...« Der hünenhafte Ritter richtete sich auf und blickte versonnen ins Nichts.

»Wo ist es?«, fragte Michel schroff.

»Ich würde es dir gerne zurückgeben. Aber ich fürchte, es gibt da ein Problem.«

»Was für ein Problem?«

»Dein Pferd war ein ganz schönes Biest. Störrisch und böseartig. Es wollte mich beißen.«

»Maronne hat noch nie jemanden gebissen«, erwiderte Michel. »Wahrscheinlich habt Ihr sie schlecht behandelt.«

De Guillory wechselte einen belustigten Blick mit Berengar. »Ich weiß, wie man Pferde behandelt, glaub mir. Auf dem Torweg hat deine Maronne versucht, mich abzuwerfen. Sie hat mich beinahe vor meinen Leibeigenen zum Gespött gemacht. Deshalb musste ich sie abstechen.«

»Abstechen?«, ächzte Michel. »Das ... das ist ein schlechter Scherz.«

»Berengar hat sie gestern Abend geschlachtet und das Fleisch an die Hörigen verteilt. Frag sie, wenn du mir nicht glaubst.«

Tränen schossen Michel in die Augen, und er wandte sich ab, leider zu spät – de Guillory und Berengar hatten es bereits gesehen.

»Schau dir den Kerl an«, sagte de Guillory. »Flennt wegen eines Gauls.«

Berengar lachte und trank von seinem Wein.

Michel sah, dass Jean vor Wut die Fäuste ballte. Er riss sich zusammen und fuhr herum. »Ihr werdet mir mein Pferd ersetzen!«

»Natürlich.« Der Ritter gab Berengar ein Handzeichen, woraufhin dieser eine Handvoll Münzen hervorholte und auf das Fass knallte.

»Das ist alles? Sechs Sous?«

»Mehr war der Klepper nicht wert«, sagte de Guillory.

»Du verdammter Bastard!«, knurrte Jean und ging auf ihn los. Der Ritter packte ihn mit seinen Pranken Händen an den Oberarmen und hielt ihn fest.

»Schön langsam, Freundchen. Ihr nehmt jetzt das Geld und verschwindet. Oder ich stecke euch in den Kerker, bis ihr euch beruhigt habt.«

Mit zorniger Miene war Berengarorgetreten, bereit, seinem Herrn zu Hilfe zu kommen. Von der Baustelle näherten sich außerdem zwei Kriegsknechte, angelockt von den aufgebrachten Stimmen.

Michel wusste, wann er verloren hatte. »Hör auf, Jean.«

Sein Bruder schüttelte de Guillorys Hände ab und spuckte aus. Michel nahm die Münzen. »Lass uns gehen.«

Unter dem Gelächter de Guillorys und Berengars stapften sie zur Tränke.

»Warum hast du mich zurückgehalten?«, fauchte Jean. »Ich hätte ihm alle Zähne ausgeschlagen!«

»Halt den Mund. Du machst alles nur noch schlimmer.« Seine geliebte Maronne – einfach abgestochen wie ein schlachtreifes Schwein und an die Leibeigenen verfüttert. Wenn Michel

daran dachte, überkam ihn Übelkeit. Mit zusammengebissenen Zähnen band er Abendrot los. Er erwog, de Guillory beim Bischof anzuzeigen – aber wann hatte es je etwas gebracht, einen Adligen zu verklagen? Er konnte ja nicht einmal beweisen, dass der Ritter ihm das Pferd gestohlen hatte. Nein, er war machtlos.

Sie schwangen sich in den Sattel, Michel schlug Abendrot die Absätze in die Flanken und ritt beinahe einen Kriegsknecht über den Haufen, als sie durch das Tor jagten.

Als sie eine halbe Stunde später in Varennes ankamen, war Michel immer noch so zornig, dass ihm das Blut in den Ohren rauschte. Vor ihrem Haus stiegen sie ab und führten den Wallach durch das breite Tor in den Hof, wo ihnen Adrien begegnete.

»Der Schultheiß ist da«, sagte der Pferdeknecht. »Er erwartet euch oben im Saal.«

»Der Schultheiß?«, wiederholte Michel. »Was will er von uns?«

»Das hat er nicht gesagt.«

Übellaunig stampfte Michel die Treppe hinauf, gefolgt von seinem Bruder. Besuch von der Obrigkeit war das Letzte, was er jetzt brauchte.

Tançrède Martel, ein Ministeriale des Bischofs, saß am Tisch im Gesellschaftssaal, vor sich einen Becher Wein. Er war eine gänzlich unauffällige Erscheinung, trotz seines prächtigen Gewandes und der silbernen Amtskette: mittelgroß, grauhaarig, leicht untersetzt. Als Schultheiß saß er dem bischöflichen Niedergericht vor und sorgte in Varennes mit seinen Bütteln für Recht und Ordnung – eine Aufgabe, die er äußerst penibel erfüllte, nicht selten zum Schaden der Kaufleute, die er mit Vorliebe gängelte und behinderte. Wie immer blickte er mürrisch drein, als wäre der Aufenthalt in diesem Haus eine einzige Zumutung.

Michel begrüßte ihn mit einem Nicken. »Was führt Euch zu uns, Herr Martel?«

Der Schultheiß hielt sich nicht damit auf, ihnen seine Anteilnahme für den Tod ihres Vaters auszusprechen. »Ich habe erfahren, dass Ihr heimgekehrt seid, um Euer Erbe anzutreten«, antwortete er steif und erhob sich schwerfällig. »Wenn Ihr gestattet, schätze ich den Wert Eures Besitzes und die Höhe des Freiteils.«

Es war wie immer: Ersuchte man die Obrigkeit um eine Gefälligkeit, konnte man warten, bis man schwarz wurde. Schuldeten man ihr dagegen Geld, kam sie schneller als ein Schnupfen im November.

»Ich bin erst gestern von Mailand zurückgekommen«, erwiderte Michel. »Ich habe noch keine Zeit gefunden zu entscheiden, wem der Freiteil zukommen soll.«

»Das könnt Ihr immer noch entscheiden. Aber die Summe muss baldmöglichst festgesetzt werden, um die Erben vor der Versuchung zu bewahren, ihr Vermögen zu verprassen und unsere heilige Mutter Kirche um ihr Recht zu bringen. So will es das Gesetz, Herr de Fleury. Wenn Ihr mich also herumführen würdet, damit ich meine Pflicht tun kann.«

»Es ist mir ein Vergnügen«, sagte Michel säuerlich.

Der Schultheiß ließ sich das ganze Haus zeigen, vom Gewölbekeller bis zum Dachboden. Beim Gehen hinkte er leicht, denn er litt an den Folgen einer Verletzung, die er sich vor Jahren bei der Verhaftung eines Safranfälschers zugezogen hatte. Folglich kostete ihn der Rundgang einige Mühe, was nicht gerade dazu beitrug, ihn wohlwollender zu stimmen. Er bestand darauf, jeden Raum zu betreten, um sich zu vergewissern, dass man keinen Gegenstand von Wert vor ihm verbergte. Nichts entging seinem argwöhnischen Blick; er untersuchte sogar die Kisten und Körbe in der Vorratskammer. Den geschätzten Wert des Viehs, der eingelagerten Waren und der Hauseinrichtung vermerkte er mit verkniffener Miene auf einer Wachstafel.

Zu guter Letzt betraten sie die Schreibstube, wo er Michel aufforderte, die Truhen zu öffnen. Nachdem er die kostbaren,

ledergebundenen Bücher begutachtet hatte, wandte er sich der Schatulle mit den Silbermünzen zu.

»Ist das Euer gesamtes Vermögen?«

»Bis auf den letzten Denier.«

»Wie viel ist es?«

Michel holte die Aufzeichnungen seines Vaters hervor und studierte die Einträge. »Etwa sechzig Pfund Silber.«

»Kann ich Eurem Wort trauen?«, fragte Martel.

»Was erlaubt Ihr Euch? Ich bin ein Ehrenmann!«

Der Schultheiß erwiderte nichts darauf, doch der Zug um seine Mundwinkel zeigte deutlicher als Worte seine Ansicht, dass der Kaufmann, der sich zu Recht Ehrenmann nannte, erst noch geboren werden musste. Geübt rechnete er die Zahlen auf seiner Liste zusammen. »Der Wert Eures Besitzes beläuft sich auf insgesamt dreihundertundzehn Pfund Silber. Der Freiteil beträgt ein Fünftel des Erbes. Somit erwartet das Bistum von Varennes-Saint-Jacques eine Spende von zweiundsechzig Pfund.«

»Nein«, sagte Michel. »Das ist zu viel. Das nehme ich nicht hin. Unser Besitz ist nie und nimmer so viel wert.«

»Allein der Grund und Boden und Euer Haus kosten gut und gerne hundertdreißig Pfund. Hinzu kommen das Vieh, die Bücher, die Gewürze in der Vorratskammer, Wandteppiche, Gewänder, sechs kupferne Leuchter und das Geld. Dreihundertzehn Pfund ist noch wohlwollend geschätzt, Herr de Fleury. Akzeptiert es, oder ich komme morgen mit zwei Bütteln wieder, wir begutachten Euer Hab und Gut gründlich, und dann werde ich nicht so mildtätig sein.«

Das war keine leere Drohung. Als höchster Amtsmann des Bischofs konnte Martel nach Belieben mit ihnen verfahren, er konnte sogar ihr Haus auf den Kopf stellen und einzelne Besitztümer beschlagnahmen, wenn es ihm gefiel. Michel blieb nichts anderes übrig, als einmal mehr seinen Zorn zu schlucken und sich zu fügen. »Also gut«, brachte er hervor. »Zweiundsechzig Pfund. Aber ich entscheide, wer sie bekommt.«

»Gewiss«, sagte Martel. »Das ist Euer gutes Recht. Wenn ich Euch eine Empfehlung geben darf: Spendet Euren Freiteil dem Domkapitel. Der Propst braucht Geld für die Erneuerung des Glockenturms.«

Michel dachte nicht im Traum daran, sein Silber dem Propst in den Rachen zu werfen. Die Pfaffen vom Domkapitel waren reicher als so mancher lombardische Geldverleiher. Wenn er schon eine solche Summe spenden musste, sollte sie wenigstens den wirklich Bedürftigen zugutekommen, den bedauernswerten Insassen des Leprosoriums oder den Armen im Spital der Abtei Longchamp.

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Tut das. Aber nicht zu lange. Wenn Eure Spende nicht bis Johanni bei einer Einrichtung des Bistums eingegangen ist, habt Ihr Euch vor dem Sendgericht zu verantworten.«

Mit diesen Worten empfahl sich der Schultheiß.

»Dieser Leichenfledderer!«, fluchte Michel, als Martels schleppende Schritte verklungen waren. »Das hat ihm richtig Vergnügen bereitet, hast du gesehen? So ein Halunke!« Er trat ans Fenster und sah den Schultheißen über den Domplatz hinken. »Ein eiterndes Furunkel soll ihm wachsen!«

Jean stand mit starrem Blick neben der Tür. »Ist er weg?«

»Ja! Hoffentlich holt ihn der Teufel!«

Sein Bruder zog zwei Silberlöffel, einen kleinen Zinnteller und ein Säckchen mit Pfefferkörnern aus seinem Wams. »Das ist alles, was ich retten konnte. Ich wollte auch das Kruzifix in der Stube verschwinden lassen, aber er ist mir zugekommen. Heiliger Jesus am Kreuz, dieser Mann hat Augen wie ein Luchs!«

Thérese kam herein. »Pater Jodocus ist da. Soll ich ihn heraufbitten?«

Michel rieb sich die Augen. Dieser Tag war noch nicht vorüber, doch er fühlte sich bereits so erschöpft wie nach einer zweiwöchigen Handelsreise. »Komm«, sagte er zu seinem Bru-

der. »Teilen wir unser Erbe auf. Das bisschen, was noch übrig ist ...«

»Euer Vater war ein gesunder und starker Mann, der den Gefahren seines Berufs stets mit Umsicht begegnet ist«, sagte Pater Jodocus, als sie im Saal zusammensaßen. »Jeder, der ihn kannte, war sicher, dass er noch viele Jahre vor sich habe. Auch er selbst dachte das. Deshalb hat er nie mit mir darüber gesprochen, was mit seinem Besitz geschehen soll, wenn der Herr ihn dereinst zu sich holt. Wir müssen also nach bestem Gewissen versuchen, seine Wünsche zu ergründen. Ich bin davon überzeugt, er wollte vor allem anderen, dass das Geschäft, das er so mühevoll aufgebaut hat, wächst und gedeiht und dem Wohlergehen der Familie dient. Stimmt ihr mir zu?«

»Davon können wir ausgehen«, antwortete Michel, und Jean nickte.

Der Priester stellte seinen Weinkelch auf den Tisch. Er war ein Mann von dreiundfünfzig Jahren, der mit seinem weißen Vollbart und dem kahlen, vernarbten Schädel mehr wie ein alter Soldat denn wie ein Geistlicher aussah. Tatsächlich hatte er in jungen Jahren im Heiligen Land gegen die Sarazenen gekämpft, bevor er seine Bestimmung fand. »Jedem von euch steht eine Hälfte des Familienbesitzes zu«, fuhr er fort. »Da euer Vater wollte, dass ihr das Geschäft gemeinsam weiterführt, wäre es jedoch nicht in seinem Sinne, das Vermögen unter euch aufzuteilen. Sind wir uns darin einig?«

»Natürlich«, sagte Michel. »Aber genau da liegt die Schwierigkeit. Es war gewiss nicht sein Wunsch, dass einer von uns alles bekommt und der andere nichts.«

»Und wenn du mich ausbezahlst?«, erwiderte Jean. »Es ist doch so: Wir alle wissen, dass ich nicht zum Kaufmann tauge ...«

»Das ist Unsinn, was du da sagst.«

»Warum soll ich mir etwas vormachen, Michel? Mit unverschämten Kunden und gierigen Kleinkrämern zu feilschen und

nächtelang dazusitzen und Deniers zu zählen – das ist nichts für mich. Ich bin dafür nicht geschaffen. Wenn ich mit dem Salzschiß auf der Mosel fahren und hier und da mit anpacken darf, bin ich vollauf zufrieden. Du dagegen bist der geborene Händler. Du verstehst etwas von Geld und hast eine Nase für gute Geschäfte. Deshalb hat Vater auch dich nach Mailand geschickt und nicht mich. Er wollte, dass du einmal das Geschäft leitest. Also wäre es vernünftig, wenn du das Haus, das Vieh und den übrigen Besitz bekommst und mich dafür ausbezahlst. Sagen wir, du gibst mir hundertzwanzig Pfund. Das wäre ungefähr die Hälfte dessen, was Martel geschätzt hat, den Freiteil abgezogen. Damit wäre mein Anteil abgegolten, und die künftigen Gewinne teilen wir einfach durch zwei.«

Michel hätte ihm gern widersprochen, doch insgeheim wusste er, dass sein Bruder recht hatte. Schon als Heranwachsender hatte Jean kaum Interesse für kaufmännische Dinge aufgebracht und sich stets gelangweilt, wenn ihr Vater das Treiben auf den Handelsmessen erklärt oder ihnen erläutert hatte, wie sich die Münzen der verschiedenen Städte voneinander unterschieden. Er liebte die einfache Arbeit: Waren auf- und abladen, die Saumtiere pflegen, ein gebrochenes Wagenrad ersetzen, das Haus instand halten. Anders als seine Geschwister schlug er gänzlich nach ihren bäuerlichen Vorfahren, die seit Generationen in Fleury die Felder bestellt und dem Land karge Frucht abgerungen hatten.

Jean hatte ohne Bitterkeit und Neid gesprochen. Offenbar hatte er sich schon lange damit abgefunden, dass ihm ein schlichtes Leben im Hintergrund vorbestimmt war, während sein älterer Bruder einer glanzvollen Laufbahn als Kaufmann und Oberhaupt der Familie entgegenging. Seine Bescheidenheit rührte Michel eigentümlich, und er wusste nicht, was er sagen sollte.

»Ich möchte, dass du etwas weißt, Jean«, brach Pater Jodocus schließlich das Schweigen. »Michel mag besser geeignet sein,

die Nachfolge eures Vaters anzutreten, aber auch du bist ein Sohn, auf den jeder Mann stolz wäre. Du hast nicht nur Rémys Gottesfurcht und unerschütterliche Zuversicht geerbt, sondern auch seine Stärke, seine Güte und seinen Mut. All das ist genauso viel wert wie Klugheit und Geschäftssinn, wenn nicht mehr. Vergiss das niemals.«

Michel erschien es, als wäre sein Bruder soeben zwei Fingerbreit gewachsen. Wieder einmal hatte Jodocus die richtigen Worte gefunden.

»Jean auszubezahlen ist trotzdem keine Lösung«, sagte Michel. »Wenn wir den Freiteil entrichtet haben, ist kein Geld mehr da – wir müssten das Haus verkaufen, und das will ich nicht. Wir müssen einen anderen Weg finden.«

»Du musst ihn nicht auf einen Schlag ausbezahlen«, erwiderte Jodocus. »Macht es wie die Gebrüder Nemours. Als sie damals das Geschäft ihres Vaters erbten, standen sie vor denselben Schwierigkeiten wie ihr. Sie haben sich darauf geeinigt, dass Jacques seinem jüngeren Bruder Aimery jedes Jahr bis an sein Lebensende eine Leibrente zahlt.«

Michel schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Eine Rente, natürlich! Wieso bin ich nicht von selbst darauf gekommen? Wärest du damit einverstanden?«, wandte er sich an seinen Bruder.

»Ich denke schon. Es kommt natürlich darauf an, wie hoch die Rente wäre.«

Michel dachte kurz nach. »Was hältst du von sechs Pfund Silber im Jahr? Zusätzlich bekommst du die Hälfte aller Einkünfte aus dem Geschäft.«

Jean nickte. »Hört sich gut an.«

Michel fiel ein Stein vom Herzen. Obwohl Jean und er sich ausgezeichnet verstanden, hatte er befürchtet, sie könnten sich zerstreiten – sie wären wahrlich nicht die ersten Brüder gewesen, die sich wegen ihres Erbes entzweiten.

»Ich wusste, es war die richtige Entscheidung, Euren Rat

einzuholen.« Michel hob seinen Kelch. »Lasst uns trinken. Auf Eure Gesundheit, Pater Jodocus.«

Rubinroter Wein schwappte auf das dunkle Holz, als sich die drei Kupferbecher über dem Tisch trafen.

Kurz nachdem der Geistliche gegangen war, kam ein Knecht von Gaspard Caron und überbrachte Michel eine Nachricht.

*Lieber Freund, schrieb Gaspard in seiner gestochen scharfen Handschrift, wie schön, dass Du wieder zu Hause bist! Es wäre mir eine Freude, Dich heute Abend zu treffen. Komm zur Vesper zu Pierres Badehaus in der Unterstadt.*

*Gaspard*

Am frühen Abend machte sich Michel auf den Weg. In der Unterstadt im Osten Varennes' lebten die ärmeren Leute, Tagelöhner, Stadtbauern, Gerber. Einstöckige Häuser aus Lehm und Stroh und einfachste Holzhütten säumten die engen Gassen, und in den Schlaglöchern sammelte sich Unrat. Ein schmaler Kanal, gespeist von der Mosel, trennte das Viertel vom Rest der Stadt. An seinem Ufer standen Wäschereien, Mühlen, Tuchfärbereien und andere Gewerke, die viel Wasser benötigten. Michel überquerte die hölzerne Brücke an der Rue de l'Épicier und ging zu einem der Badehäuser, dem besten am Platz.

Gaspard erwartete ihn bereits. Michel lächelte, als er seinen Freund vor dem langgestreckten Holzgebäude erblickte.

»Es tut gut, dich zu sehen«, begrüßte Gaspard ihn herzlich und umarmte ihn, obwohl überschwängliche Gefühlsäußerungen sonst nicht seine Art waren. »Du hast mir gefehlt, alter Freund.«

»Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht, als Erinnerung an alte Zeiten.« Michel öffnete seinen Beutel und überreichte ihm einen kleinen Krug mit in Honig eingelegten Pflaumen.

Gaspard lachte. »Diesen Tag werde ich nie vergessen. Gehen wir hinein. Wir haben uns viel zu erzählen.«

